



Im Online-Wellness-Spa:  
 Das zwiespältige Image  
 der Influencer  
 LEBEN Seite 33

Wie die Wanz' tanzen kann:  
 Über tierische und  
 technische Parasiten  
 Seite 19, Kommentar, Kopf Seite 48



**FREYWILLE**  
 PURE ART  
 FREYWILLE.COM | MADE IN VIENNA

Bezahlte Anzeige

SCHWERPUNKTAUSGABE  
**100 JAHRE REPUBLIK**

**ÖST  
 REI**

Aus einer „Kompromissgeburt“ ist über die Jahre  
 ein Land mit Eigenschaften geworden:  
 Anmerkungen zu Österreich, neu entdeckt.

**Z**ukunft braucht Herkunft, heißt es. Über einen Mangel an Geschichte in den vergangenen 100 Jahren kann sich in Österreich niemand beklagen. Wenn es etwas zu beweinen gälte, dann tatsächlich jene atemberaubende Geschichtsvergessenheit, die sich dieser Tage einmal mehr zeigt. Deshalb bedeutet „Österreich neu entdecken“ auch, Österreichs Geschichte für die Zukunft neu zu entdecken. Denn wenn es zutrifft, dass wir sind, was wir waren, dann mussten wir wohl auch werden, was wir heute sind.

Als dann, 1918: der Kaiser weg, die Republik da. Deutschösterreich ist „der Rest“ des Reiches, national verzagt und scheinbar ohne Perspektive. Ein Meer an Blut und Leid hat die meisten Österreicher in den folgenden Jahren und Jahrzehnten erkennen lassen, dass ihr Land eine „Kompromissgeburt“ im besten Sinne des Wortes ist (nur anachronistische Deutschnationale lassen die ersten sechs Buchstaben dieses Begriffes gerne weg). Heute ist Österreich frei nach Robert Musil ein „Land mit Eigenschaften“, das nahezu 100 Jahre benötigt hat, um sich gewissermaßen parallel zu all den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten einen Wirklichkeitssinn anzueignen.

Gelingen ist das durch zumindest drei Aktionen: durch Abgrenzung, Selbstbespiegelung und die Konstruktion neuer Identitäten.

Vor allem für die Abgrenzung musste lange die – noch einmal Musil – „auf Effekt geschulte Methodik der Deutschen“ als Gegenmodell herhalten. Die Amplituden der Selbstbespiegelung schlagen noch immer zwischen zügellosem Größenwahn und obsessiver Selbsterniedrigung aus. Im Sport schwingt das am deutlichsten mit: bloß keine schlechten Worte über Toni Sailer, dafür aber gleichzeitig aufzeigen mit geradezu weltmeisterlicher Niederlagenkompetenz (Toni Pfeffers Halbzeitanalyse beim Ländermatch 1999 auswärts gegen Spanien, Spielstand 5:0: „Hoch wern ma's nimma g'winnen“).

Der Sport findet sich natürlich auch wieder in der Konstruktion von Heimat und österreichischer Identität – oder besser: brüchigen, vielschichtigen und multiplen Heimaten und Identitäten. Genauso finden sich darin die singende Familie Trapp, die Staatsoper, der Großglockner, der Germknödel und die Heimatbilder der vielen in diesem Land lebenden (Gesinnungs-)Österreicher. Passgenau die Südtiroler, die Serben, Bosniaken, Türken, Syrer und, ja, auch die quasi bei uns rezosozialisierten „Piefke“ bestimmen, was Österreich in einer internationalisierten, globalisierten Welt in Zukunft sein wird.

Österreich neu entdecken heißt, Österreichs Erzählungen neu zu schreiben. Dafür ist die grundsätzlich sympathische Nationaleigenschaft des Selbstzweifels nötig, eine kritische Liebe zum Land und jene Weltoffenheit, die viele Bürger Österreichs haben, ohne groß darüber nachzudenken. Und dazu bedarf es eines geschärften Sinnes für Geschichte, der die Dämonen der Vergangenheit dorthin verweist, wohin sie gehören: in die vergangenen 100 Jahre. So, und nur so, hat Österreich Zukunft.

Christoph Prantner

**ER  
 CH**

**ZITAT DES TAGES**

„Man darf Bürokratie nicht  
 mit Bürokratie begegnen.“

Rechnungshofpräsidentin Margit Kraker  
 über die geplante Entrümpelung  
 von Gesetzen durch ihren Vorgänger Seite 20

**STANDARDS**

- Gesundheit, Wissenschaft . . . 34
- Sport . . . . . 35
- Veranstaltungen, Kino . . . 36, 37
- TV, Switchlist . . . . . 38, 39
- Kommunikation, Blattsalat . . 44
- Spezial Konzerthaus . . . . . 45
- ManagementStandard . . . 4 Seiten
- Rätsel, Sudoku, Schach . . . . 16
- Wetter . . . . . 36

Westen: +3 bis +8°  
 Süden: -2 bis +6°  
 Norden: 0 bis +4°  
 Osten: +3 bis +5°

**HEUTE**

**Entscheidungen im Osten**

Am Samstag bestimmt Wiens SPÖ den Nachfolger Michael Häupl, am Sonntag wählt Niederösterreich einen neuen Landtag. Seite 17

**Akademikerball in Wien**

Rund 10.000 Menschen gingen Freitagabend in Wien gegen den freiheitlichen Akademikerball auf die Straße. Seiten 18 und 19

**Singende Burschenschafter**

Über die Causa Landbauer, NS-Liederbücher und laufende Ermittlungen – Fragen und Antworten. Seite 18, 42, Kommentar Seiten 46, 48

**Trump: Kein Aus für TPP**

US-Präsident Trump schließt bei seiner Rede in Davos eine Rückkehr der USA zum Handelsabkommen TPP nicht aus. Seiten 21, 26

**Wien**

Vor 100 Jahren schrieb Karl Kraus zu Wien:

„Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.“

Das mit dem Haustorschlüssel hat sich inzwischen erledigt.

Sonst? Wien funktioniert im Kern. Wer je in London ins Krankenhaus musste, in New York über die Schlaglöcher rumpelte oder zu bestimmten Zeiten mit der Pariser Metro fuhr, kann den Unterschied Klavier spielen.

Demnächst haben wir dann einen neuen Bürgermeister (keine neue Bürgermeisterin, schade). Der sollte dann bald klarstellen, dass Wien zwar eh super ist, aber Defizite hat:

Wohnen wird empfindlich teurer, und das kann man vermutlich nicht mit Zwangsbeurteilung bekämpfen. Urschiache Hochhausprojekte rücken an den historischen Stadtkern heran.

Eine Stadt lebt nicht nur von Handel und Dienstleistung (der Anteil der Unselbstständigen in

Industrie und Gewerbe ist von 40 Prozent Anfang der 1970er-Jahre auf zwölf Prozent heute gesunken).

Unklar ist, wie man mit der hohen Anzahl von Volksschülern mit nichtdeutscher Muttersprache und den daraus entstehenden Problemen umgehen soll.

Ja, und was das öffentliche Auftreten und einen „volksnahen“ Stil des neuen Bürgermeisters betrifft: Gemütlich sind wir selbst.

**RAU**



**DenizBank AG**

**36 Monate Aktion**

Die sichere Adresse für Sparer

Eröffnen Sie jetzt Ihr Aktions-Sparkonto und profitieren Sie von den attraktiven Zinsen der DenizBank.

Alle Infos in Ihren 27 Filialen bzw. online.

Aktion gültig für 36 Monate bei Neueröffnung eines Sparkontos oder Online Sparen Festgeldes bis 28.2.2018.

www.denizbank.at

Contact Center 0800 88 66 00

SBERBANK DenizBank ist ein Unternehmen der Sberbank Gruppe.

# 10 Thesen für die nächsten 100 Jahre

## EDITORIAL

**Ö100**  
Hundert Jahre Republik:  
Österreich neu entdecken.

Mit dieser Schwerpunktausgabe, die von Lisa Nimmervoll koordiniert und von Simon Klausner gestaltet wurde, starten wir das **Projekt Ö100**. Die Redaktion des STANDARD nimmt den 100. Geburtstag der Republik zum Anlass, nicht nur einen Blick zurückzuwerfen, sondern auch eine Vision für die nächsten 100 Jahre zu entwickeln. Was bedeutet es, heute Österreicherin oder Österreicher zu sein? Wo verlaufen gesellschaftliche Bruchlinien? Welche Zukunftsvision lässt sich daraus entwickeln? Im Rahmen von Ö100 werden wir uns diesen Fragen widmen. Melden Sie sich gerne, wenn Sie dazu Ideen oder Gedanken haben:

[chefredaktion@derstandard.at](mailto:chefredaktion@derstandard.at)

**Martin Kotynek**  
Chefredakteur

1



**Stefanie Sargnagel** (32), Autorin und Künstlerin, studiert an der Akademie der bildenden Künste bei Daniel Richter, wurde 2016 beim Wettlesen um den Ingeborg-Bachmann-Preis mit dem BKS-Bank-Publikumspreis ausgezeichnet, war 2017 Klagenfurter Stadtschreiberin, publizierte u. a. „Binge Living. Callcenter Monologe“, „Fitness“ und „Statusmeldungen“. Sie ist Mitglied der „Burschenschaft Hysteria“.

2

## anazwanzg ochzen

wia soid i denn wissn  
wies in hundert joa wird  
waun i ned amoi waas  
wos morgn passiad

des hochhaus des sie baun grad  
is in hundad joa hundad  
nur dass sie daun in hundad joa  
weng dem kana wundad

es is zwatusnd ochzen  
und wos soi dieser schwochsinn  
militante provinzler  
überneman den lodn

es is anazwanzg ochzen  
schau in hundert joa zruck i:  
wer do in da regierung sitz  
absolut spooky

anazwanzg ochzen  
i bin scho gschbaund  
obs in hundert joa die gfrasta  
endlich draußt haum aus dem laund

in anazwanzg ochzen  
wauns nationen nu gibt  
is österreich nu immer  
bei touristn beliebt

schifoan weans nimma  
gibt jo kan schnee  
nur schönbrunn des ged immer  
wei do is immer schee

anazwanzg ochzen  
200 joa ka monarchie  
laung hod sies gebm  
braucht haumas nie

anazwanzg ochzen  
die oipm wean nu scteh  
da wind in da weanaschtod  
wird immer nu geh

er wird woam sei da wind  
um 4 grad wird er wärmer  
und die die zu vü göd ghobd haum  
san in zukunft vü ärmer

ois besser vadeud  
ois wia gestern und heid  
global und lokal  
göd und kapital

anazwanzg ochzen  
maschinen werdn uns bedienen  
und da roboter pepi sogd  
bitte noch ihnen

ob des ois so sei wird  
oder a ned  
wean mia nimma seng  
wei mir san daun weg

anazwanzg ochzen  
es wird uns nimma gebm  
is a längst hechste zeit daun  
dass aundare lebmn



**Attwenger** – Markus Binder (54):  
Text & Percussion, Hans-Peter  
Falkner (50): elektronische Harmo-  
nika. Beide singen. Letztes Album:  
„Spot“. [www.attwenger.at](http://www.attwenger.at)  
Das Gstanzl live im STANDARD auf:  
[derstandard.at/oe100](http://derstandard.at/oe100)

3 Der 100. Jahrestag der Gründung der Republik Deutschösterreich sollte ausgiebig gefeiert werden. Eine Feier zum 200. Jahrestag der Republik wird es nicht mehr geben.



**Konrad Paul Liessmann** (64), Philosoph, der an der Uni Wien lehrt, Essayist und Kulturpublizist.

5 2118 wäre unser Hof, wenn er weiter von Generation zu Generation vererbt wird, 404 Jahre in Familienbesitz. Vermutlich wird das Höfesterben unter den Kleinbetrieben stetig mehr werden. Immer neue Auflagen erschweren die Weiterführung und erzwingen immer neue Investitionen. Wir Kleinbetriebe können bei der Preisentwicklung unserer Güter nicht mit den „Großen“ mithalten. Wünschenswert wäre ein Umdenken auf politischer Ebene und bei den Endverbrauchern – von Intensivtierhaltung und deren preiswerten Produkten zu extensivem Wirtschaften und bewussterem Konsum.



**Birgit Wieser-Muigg** (33, mit Sohn Andrä), Landwirtin, Sozialarbeiterin, aus Steirern am Brenner.

4 Die Schönheit der Dinge, der Werkzeuge, der Orte und der Städte wird in den nächsten hundert Jahren in Österreich wieder an Wichtigkeit gewinnen. Sie war durch die gesamte Geschichte unserer Region wichtig und hat nur in den letzten hundert Jahren stark abgenommen. Derzeit gibt es kaum österreichische Architekten, Gestalter oder Designer, die die Schönheit als ein Ziel ihrer Arbeit sehen. Da sie aber Teil unseres menschlichen Selbstverständnisses ist – wir haben schon in der Steinzeit vollkommen symmetrische Steinbeile gefertigt, ohne dass diese Tropfenform deren Funktion verbesserte –, wird die formale Intention dazu führen, dass wir vernachlässigte Orte – von Autobahnabfahrten bis zu Wohnblöcken, von Werkzeugen bis zu Webseiten – wieder lebenswert gestalten werden. Wir werden uns wohler fühlen.



**Stefan Sagmeister** (55), Grafikdesigner, lebt und arbeitet in New York. Er hat u. a. für die Rolling Stones, die Talking Heads, Lou Reed und Aerosmith CD-Covers entworfen und wurde zweimal mit einem Grammy für seine Album-Designs ausgezeichnet. Im Herbst 2015 war „The Happy Show“ im Mak in Wien zu sehen, „The Happy Film“, eine filmische Suche nach dem Glück, lief 2016 beim Tribeca Film Festival.

6

```
1 <?xml version="23.0" encoding="UTF-8" ?>
2 <web>
3   <selfdistruct if='getGoogleResult("google")' />
4   <selfdistruct if='isSelfaware()' />
5   ..
6   <start service='selfLearningAIChatbots' />
7   <start service='byteCoin' />
8   ..
9   <finish if='is42()' />
10 </web>
```



**Barbara Ondrisek** (38), Softwareentwicklerin (elektrobabe.at), entwickelte mit „Mica, The Hipster Cat Bot“ den ersten Facebook-Chatbot aus Österreich, einen künstlichen Konversationspartner, der mit Lokaltipps aushilft. Ihr Beitrag ist ein Konfigurationsfile für ein futuristisches Internet 2.0 – mit ein paar IT-Insider-Jokes. Einen lösen wir auf – die erste Zeile heißt: „Wenn man ‚Google‘ in Google eingibt, zerstört man das Internet“ – ein Gag aus der TV-Serie „The IT Crowd“.

**7** Kaufen Sie Ihren Kindern Wohnungen in Gürtelnähe! Warum? Durch neue Organisationsformen verschmelzen in den Städten öffentlicher und privater Verkehr, z. B. durch ein alle Verkehrsmittel übergreifendes elektronisches Ticket und die gemeinsame Nutzung verschiedener Fahrzeuge. Weniger Autos bringen so mehr Menschen pünktlich und komfortabel an ihr Ziel, und Parkplätze werden eingespart. Neue Antriebstechnologien sorgen außerdem für leise Fahrzeuge ohne Abgase und die zunehmende Automatisierung für einen gleichmäßigeren Verkehrsfluss ohne quietschende Bremsen und ungeduldiges Hupen. Wenn Ihre Enkel dann 2118 die Fenster in ihrer frischrenovierten 200 Jahre alten Wohnung am Gürtel öffnen, blicken sie auf grüne Allee-bäume, atmen frische Luft und hören nur noch ein leises Rauschen von wenigen Fahrzeugen.

Damit das funktioniert, wird es kompliziert einfach: kompliziert für die Menschen, die im Hintergrund am Verkehrssystem arbeiten, weil sie eine Vielzahl an unterschiedlichen Komponenten – von selbstfahrenden Autos über Fahrradleihsysteme bis zu Drohnen für Medikamententransporte – koordinieren müssen. Aber einfach für alle anderen, die routinemäßig Mobilität einfach als Dienstleistung nutzen und sich nicht darum kümmern müssen, dass es für sie und die Umwelt passt.



**Katja Schechtner** (44) ist Architektin, Stadtplanerin und Mobilitätsexpertin, die als Research Fellow am Massachusetts Institute of Technology (MIT) Senseable City Lab in Boston arbeitet sowie als Gastprofessorin an der Technischen Universität Wien lehrt und forscht.

**8**

In hundert Jahren steht das Burgtheater auf jeden Fall noch! Es wird allerdings ein sehr dunkles, schwarzes Gebäude sein, nur von Kerzen und Kienspänen beleuchtet. (...) Im Zuschauerraum und in den Logen brennen Holzfeuer, die „Zuschauer“ sind nackt (...). Auf der Bühne stehen: echte Menschen aus Fleisch und Blut! In hundert Jahren werden die „Schauspieler“ auf der Bühne nichts anderes mehr tun als: sein!

Lesen Sie die ausführliche These auf Seite 47



**Martin Kušej** (56), Theater- und Opernregisseur, leitete 2005/06 den Bereich Schauspiel der Salzburger Festspiele und ist seit der Spielzeit 2011/12 Intendant des Residenztheaters in München. Im Juni 2017 wurde er ab der Saison 2019 zum Direktor des Burgtheaters in Wien bestellt.

**9**

Die Medizin der Zukunft wird personalisiert sein, also individuell zugeschnitten auf unsere genetischen Eigenschaften (die wir von unseren Eltern geerbt haben), unsere genetischen Erfahrungswerte (die wir im Laufe des Lebens ansammeln) und unsere immunologische Geschichte (die Begegnungen unseres Immunsystems). Zukünftige Therapien werden berücksichtigen, dass wir als Individuen das Resultat eines lebenslangen Dialogs zwischen unseren Genen und der Umwelt sind. Diese Umwelt erfahren wir in konzentrierter Form über die Nahrung: Was wir essen und trinken, wandert, mehr oder minder von Bakterien verarbeitet, durch unseren Körper, bis es schließlich unsere Zellen füttert und wäscht. Unsere Gene baden dabei in der „Brühe“, die wir täglich aus der Umgebung gewinnen und die ihre Aktivität stark beeinflusst.

Es ist durchaus vorstellbar, dass wir unseren molekularen Zustand in Zukunft ständig über Ausscheidungen und andere nichtinvasive Methoden messen werden. Roboter könnten unsere Nahrung individuell kalibrieren und durch täglich errechnete Zusatzstoffe ergänzen. Das ermöglicht ein Leben, das uns mit molekular inspirierter Ernährung und weniger, dafür besser auf uns abgestimmten Medikamenten – gepaart mit körperlicher Aktivität – bis ins hohe Alter gesund halten wird.



**Giulio Superti-Furga** (55), Molekular- und Systembiologe, ist seit 2005 wissenschaftlicher Direktor des Forschungszentrums für Molekulare Medizin (CeMM) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und lehrt als Professor für Molekulare Systembiologie an der Medizinischen Universität Wien.

**10** In hundert Jahren werden die Österreicher viel klüger, gesünder, wohlhabender und auch glücklicher sein als heute. Rund zehn Millionen Menschen werden urbaner und die Zuwanderer besser gebildet und besser integriert sein. Wir werden älter an Jahren, aber gleichzeitig länger gesund und geistig fit sein. Wir werden produktiver sein, weniger arbeiten und mehr Zeit für die Pflege von persönlichen Beziehungen, Sport und geistig anregenden Hobbys haben. Unser Konsum wird sich von material- und energieintensiven Produkten auf Dienstleistungen verlagern, die die Lebensqualität erhöhen, und mit grüner Technologie werden wir CO<sub>2</sub>-neutral leben und flexibel genug sein, die Folgen des bereits unvermeidlichen Klimawandels zu bewältigen.

#### Das wichtigste Organ

Voraussetzung dafür ist, dass wir heute die Weichen richtig stellen und verstehen, dass das Gehirn das wichtigste Organ für eine bessere Zukunft ist. Wir brauchen es, um vorausschauend gut für uns selbst und andere sorgen zu können, freier Entscheidungen zu treffen und wirtschaftlich im globalen Wettbewerb gute Karten zu haben. Und das Gehirn als Sitz der kognitiven und emotionalen Fähigkeiten muss vom ersten Lebenstag an gepflegt und entwickelt werden. Gerade bei der frühkindlichen Entwicklung muss daher die Gesellschaft viel stärker als bisher in allen Schichten unterstützend eingreifen. Gute Schulen sind für die Realisierung dieses Szenarios extrem wichtig, aber entscheidende Grundlagen der Brain-Power werden schon beim Kleinkind gelegt.

Wir werden dann auch klug genug sein, um zu verstehen, dass Solidarität und sozialer Zusammenhalt für jeden Einzelnen besser sind als eine Ellbogengesellschaft mit großer Ungleichheit. Das wird mit gut gebildeten und fit gehaltenen Gehirnen besser gelingen.



**Wolfgang Lutz** (61), Demograf, hat nach der Verleihung des Wittgensteinpreises im Jahr 2010 das Wittgenstein Centre for Demography

and Global Human Capital in Wien gegründet.

# Immer mehr in Niederösterreich wissen, wen sie morgen wählen.

## Denn sie wissen auch, was sie damit wählen.

„Weniger Bürokratie, mehr Hausverstand:  
Leistung muss es wieder leichter haben.“

„Smart Country‘. Ich möchte Niederösterreich vom größten zum schnellsten Bundesland machen.“

„Wir brauchen eine neue Ehrlichkeit in der Politik:  
Sagen, was ist. Tun, was zu tun ist.“

„Wo Menschen in Lebensräumen denken,  
darf die Politik an den Landesgrenzen  
nicht halt machen.“

„Ich möchte Niederösterreich  
zum Mutterland moderner  
Familienpolitik machen.“

„Unser Sozialsystem muss für die Schwächsten da sein –  
und nicht für die Frechsten.“



„Standortpolitik ist heute nicht nur eine Frage  
des Geldes, sondern der Rahmenbedingungen.  
Das fängt mit dem Klima an, das wir schaffen  
und für das wir eintreten.“

„Jede Partei hat andere Antworten auf die Fragen der Zeit.  
Unsere Aufgabe ist es, die besten Lösungen zu erkennen  
und sie für Niederösterreich zusammenzuführen.“

„Gerechtigkeit beginnt mit Ehrlichkeit:  
Wer arbeiten geht, darf nicht der Dumme sein.“

„Wir investieren nicht nur Geld, sondern auch Ideen und  
politischen Willen. Deshalb prüfen wir die Verlängerung der  
U-Bahn ins Wiener Umland.“

„Demokratiepaket einführen, Minderheitenrechte stärken,  
Transparenzdatenbank umsetzen. All das ist mir wichtig.“

**Johanna Mikl-Leitner,  
Landeshauptfrau**

# Gute (?) alte Zeit



Fotos: APA/Picture-Desk/ÖNB, iStock, Montage: DER STANDARD

100 Jahre, die überwiegend gute Jahre waren: So stellt sich der Rückblick der Österreicherinnen und Österreicher auf die Geschichte der Republik dar. Als am besten sind die Kreisky-, Sinowatz- und Vranitzky-Jahre in Erinnerung.

UMFRAGE: Conrad Seidl

**B**lickt man von heute 100 Jahre zurück, so sieht man die von Kriegswirtschaft geprägte und von inneren Krisen gebeutelte Monarchie. Empirische Sozialforschung gab es damals noch nicht – daher lässt sich auch nicht abschätzen, ob die Menschen damals glaubten, dass es Österreich-Ungarn noch weitere 100 Jahre geben würde. Unwahrscheinlich ist es nicht, dass die Menschen damals mehrheitlich an einen Fortbestand des Systems geglaubt haben – viele konnten sich ja keine Alternative vorstellen.

Heute ist das anders: Man weiß, was war; man weiß auch, welche Systeme es anderswo gibt. Also ließ DER STANDARD durch das Linzer Market-Institut erheben: „Wenn Sie an die Zukunft denken – was vermuten Sie: Wird es Österreich in seiner heutigen Form als unabhängige Republik eingebunden in die EU auch in 100 Jahren noch geben oder eher nicht?“

Darauf sagten 65 Prozent, dass sie glauben, dass Österreich auch noch in 100 Jahren so oder so ähnlich weiterbestehen wird – 22 Prozent glauben das ausdrücklich nicht. Es sind tendenziell ältere Befragte, erklärte Pessimisten und Anhänger der FPÖ, die eine ungünstige Prognose für den Fortbestand Österreichs in seiner heutigen Form abgeben.

## EU-Skepsis

Die weitere Frage, ob es die Europäische Union in 100 Jahren noch geben wird, wird sogar von 45 Prozent verneint (wiederum in besonders hohem Maße von FPÖ-Wählern) – und nur von 38 Prozent bejaht. An den Fortbestand der EU glauben vor allem junge und höher gebildete Befragte – diese beiden Gruppen übrigens mit eindeutiger Mehrheit. Und: Wer stolz ist, Österreicher zu sein, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der Meinung, dass Österreich wie bisher weiterbestehen wird – und

gleichzeitig skeptisch, dass das selbe auch für die EU gilt.

Wie ist das nun mit dem österreichischen Nationalstolz?

83 Prozent der Wahlberechtigten bekennen sich dazu, stolz zu sein, Österreicherin beziehungsweise Österreicher zu sein. Nur zehn Prozent sind das ausdrücklich nicht. Besonders stolz sind die Wähler von ÖVP und FPÖ – unter den wenigen erklärten Grün- und Pilz-Wählern finden sich dagegen besonders viele Befragte, die explizit nicht stolz sind.

62 Prozent der Befragten sagen auch, dass Österreich in den vergangenen 100 Jahren mehr Höhen als Tiefen erlebt habe – nur 20 Prozent sehen ausdrücklich mehr Tiefen, 18 Prozent äußern sich dazu gar nicht. Besonders die Befragten über 50 (die also mindestens die Hälfte der Geschichte miterlebt haben) sehen überwiegend gute Zeiten.

Im Vergleich zu vor 100 Jahren sehen die Österreicher in fast al-

len Bereichen Verbesserungen. Ganz vorn in der Liste ist die medizinische Versorgung, bei der 85 Prozent Verbesserungen vermuten, knapp gefolgt vom Angebot an Freizeitmöglichkeiten (84 Prozent), von den Ausbildungsmöglichkeiten (79), der Lebensqualität (78), der Meinungsfreiheit (69), der Unterstützung von Familien (68) und der demokratischen Mitbestimmung (62).

Nur in vier Bereichen glauben die Wahlberechtigten mehrheitlich, dass es heute schlechter sei als damals: 52 Prozent meinen, vor 100 Jahren seien Steuern und Abgaben erträglicher gewesen, 50 Prozent sehen einen besseren Zusammenhalt der Menschen vor 100 Jahren, 44 Prozent meinen, früher habe man besser mit den Menschen zusammengelebt, die neu nach Österreich gekommen sind, und 39 Prozent meinen, dass früher der Zusammenhalt der Parteien in politischen Grundsatzfragen besser gewesen sei.

Insgesamt wird die Entwicklung der Republik also günstig gesehen. Doch gibt es Abstufungen, wie die Grafik zeigt.

## Goldene 70er-Jahre

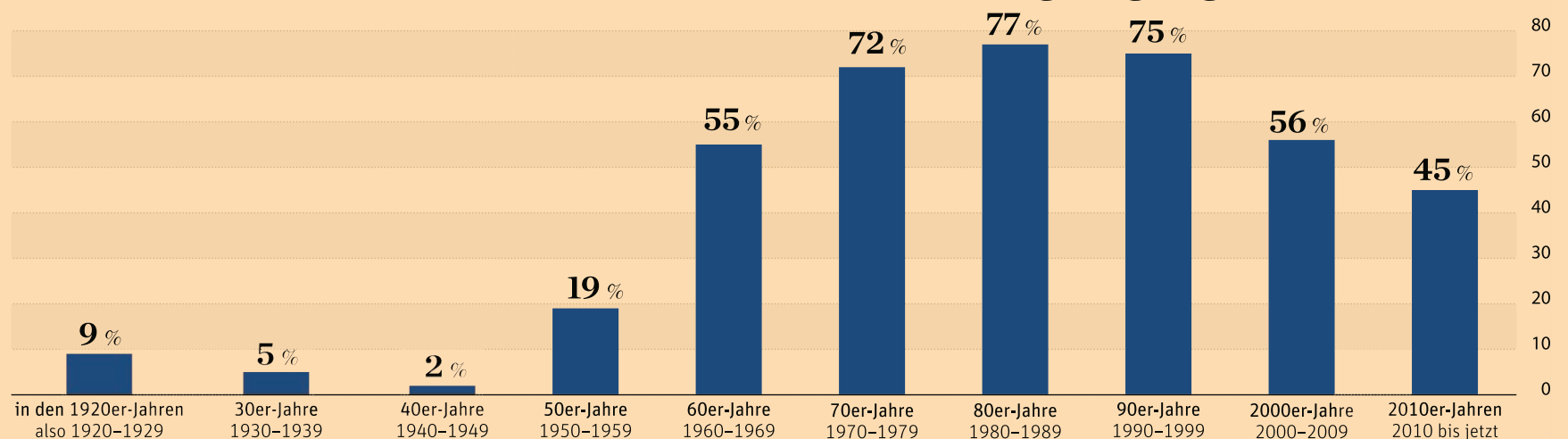
Die Gründungsjahre der Ersten Republik werden nur von einer Minderheit als Zeit guter Lebensqualität eingeschätzt – die Kriegs- und Nachkriegszeit der 1930er- bis 1950er-Jahre halten klare Mehrheiten für weniger leicht, erst ab den 60er-Jahren wird mehrheitlich von guten Zeiten gesprochen. Die Kreisky-Jahre (1970 bis 1983) und die Folgezeit bis zum Jahr 2000 bekommen die besten Noten, danach geht es wieder deutlich bergab.

Nur 45 Prozent meinen, dass das Leben in der Gegenwart leicht sei, 41 Prozent sagen, dass es derzeit weniger leicht sei.

Der Optimismus für die eigene noch zu erwartende Lebensspanne überwiegt aber mit 46 Prozent den Pessimismus mit 25 Prozent.

## Jahrzehnt für Jahrzehnt: Wann es den Österreichern gut ging

Frage: Wie würden Sie so die Lebensqualität für die Menschen in Österreich einschätzen – in welchen Dekaden war es leicht für die Menschen in Österreich, ein glückliches Leben zu führen, in welchen Dekaden war dies weniger leicht?



in Prozent der Befragten

Quelle: Telefonische CATI-Befragung und Online-Interviews, 19. bis 24. Jänner 2018, repräsentativ für die wahlberechtigte österreichische Bevölkerung, n = 804  
DER STANDARD

# „Patriotismus ja, Nationalismus nein“

**Heinz Fischer**, Bundespräsident a. D. und Regierungsbeauftragter für das Gedenkjahr 2018, über das Lernen und die Lehren aus der Geschichte, Schlagwortdemokratie als aktuelle Problemzone und das Menschenbild der Politik.

INTERVIEW: Lisa Nimmervoll

STANDARD: Sie sind „ein Anhänger der These, dass die Menschen aus der Geschichte lernen“. Welche Lehren hat die Republik aus dem vergangenen Jahrhundert gezogen?  
**Fischer:** Wir haben gelernt, den Wert der Demokratie höher zu schätzen als in der Vergangenheit, aber auch den Pluralismus, während früher der Gedanke „Einer schafft an, und wir folgen ihm“, also ein Führerkult, viel stärker ausgeprägt war. Wir haben gelernt, Menschenrechte nicht als etwas Abstraktes zu betrachten, sondern als etwas sehr Konkretes, das permanent auf dem Prüfstand stehen muss. Und wir haben gelernt, wie sehr die Welt und insbesondere Europa verflochten ist und dass der Alleingang eines Staates nicht in der Lage ist, die großen Probleme zu lösen. Aber wir haben auch viel gelernt in Bezug auf die Rolle der Wissenschaft und der Forschung oder im kulturellen Bereich.

STANDARD: Was haben wir nicht gelernt? Wo gibt es noch Lücken?

**Fischer:** Wir haben Defizite auf dem schwierigen Gebiet der Solidarität oder Nächstenliebe. Wir haben noch zu wenig gelernt, wie sehr wir in Europa alle in einem Boot sitzen. Das heißt, manche haben nicht genug gelernt, wie problematisch ein zugespitzter Nationalismus ist. Patriotismus ja, Nationalismus nein. Das muss noch vertieft werden. Bei wieder anderen Dingen ist es eben so, dass die Kunst oder die Aufgabe sein wird, das Verlernen des Gelernten zu verhindern.

STANDARD: In hundert Jahren Republik gab es nicht hundert Jahre Demokratie. Sie sagten im Vorfeld des Jubiläumsjahrs: „Die Demokratie ist nicht unzerstörbar.“ Wo sehen Sie aktuell die größten Gefahren oder auch Schwachstellen?

**Fischer:** Bei der Entstehung der Demokratie haben die Massenparteien eine entscheidende Rolle gespielt, und die Tatsache, dass die traditionellen Massenparteien schwächer werden und in fast allen europäischen Staaten aus Zwei- oder Dreiparteienparlamenten heute Fünf- oder Sechsparteienparlamente geworden sind, führt zu einer gewissen Zersplitterung in der politischen Willensbildung. Das schafft Probleme für die Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie. Außerdem wird durch die stärkere Präsenz neuer Medien beziehungsweise die verschärfte Konkurrenz zwischen den Medien die Gefahr des Populismus größer. Solche vereinfachten Antworten sind aber nicht hilfreich für eine Demokratie, die im Sinne von Karl Popper offen für unterschiedlichste Sichtweisen sein soll und in der auch Minderheitsmeinungen ihren Platz finden müssen. Also populistische Vereinfachung, Schlagwortdemokratie und Schwarz-Weiß-Demokratie sind Problemzonen der Demokratie.

STANDARD: Populismus reagiert ja auf bzw. instrumentalisiert auch gesellschaftliche Ungleichgewichte und Bruchlinien zwischen Reich und Arm, Stadt und Land, In- und Ausländern. Welche Themen müssten daher aus Ihrer Sicht dringend auf die politische Agenda?

**Fischer:** Es sind alle wichtigen Themen auf der Agenda, die Bildungspolitik, die Sozialpolitik, die Flüchtlingspolitik, die Europapolitik, und wenn eines fehlt, kann das jederzeit nachgeholt werden. Es geht nicht darum, dass die Agenda unvollständig ist, sondern dass wir an die Themen mit vernünftigen, humanen und grundrechtsorientierten Ansätzen herangehen. Der springende Punkt der Politik ist die Frage: Was sind die Grundwerte und mit welchem Menschenbild gehen wir an die Lösung von Problemen heran? Wie sehr ist die Menschenwürde ein zwingendes Postulat, oder ist sie



Heinz Fischer koordiniert die Republikfeierlichkeiten.

Foto: Andy Urban

nur ein Versatzstück, das man je nach Situation und Nützlichkeit einsetzt?

STANDARD: Sie wünschen sich also mehr politischen Diskurs über die Grundwerte und das Menschenbild, von dem ausgehend die politische Agenda abgearbeitet wird?

**Fischer:** Sehr richtig, denn ich habe manchmal das Gefühl, Diskussionen werden sehr stark nach einer Nützlichkeitsbetrachtung geführt und ohne der Tatsache Rechnung zu tragen, dass die Suche nach den besten Lösungen ein komplizierter Prozess ist und dass man, wenn man ernsthaft ein Problem nach allen Seiten hin beleuchtet, nicht immer gleich Lob dafür bekommt. Gleichzeitig ist es notwendig, an ein Problem so heranzugehen, dass bestimmte Werte dabei nicht zu kurz kommen.

STANDARD: Wie sieht denn Ihre Vision für 200 Jahre Republik aus?

**Fischer:** Im Detail kann ich das

nicht beantworten, aber generell: Demokratie ist unverzichtbar, der Schutz der individuellen Freiheit und Privatsphäre ebenso, friedliche europäische Zusammenarbeit ist unverzichtbar, auch eine wissenschaftsbasierte Gesellschaft, weil Europa sonst gegenüber anderen Teilen des Globus zurückfallen würde. Ganz sicher wird die Frage, wie Österreich in hundert Jahren aussehen wird, von unseren Enkelkindern und Urenkeln entschieden, und ich werde meine, solange ich kann, liebevoll beobachten, aber nicht bevormunden.

**HEINZ FISCHER** (79) war von 2004 bis 2016 Bundespräsident, davor u. a. Klubobmann und Vizeparteiobmann der SPÖ, Wissenschaftsminister und zwölf Jahre Nationalratspräsident. Er ist seit 2017 Präsident des Instituts für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) und diskutiert am 28. 1. (11 Uhr) im Burgtheater mit Anna Baar, Karl Schwarzenberg und Harald Welzer über die Zukunft der Republik.

oesterreich100.at

**LEB ES RAUS.**

DER BMW 5er MIT BIS ZU € 3.500,- xDRIVE BONUS\* UND ZUSÄTZLICHER BMW CITY-DIESEL-GARANTIE BEI LEASING.

Mehr Informationen auf [bmw.at/city-diesel](http://bmw.at/city-diesel)

BMW 5er: von 135 kW (184 PS) bis 250 kW (340 PS), Kraftstoffverbrauch gesamt von 3,9 bis 6,9 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen von 102 bis 159 g CO<sub>2</sub>/km.

\*Der BMW xDrive Bonus ist gültig für alle BMW 5er, X5 und X6 Neu- und Vorführwagen mit Kaufvertragsabschluss vom 1. Januar bis 31. März 2018 und Auslieferung bis 30. Juni 2018. Das Angebot beinhaltet bei Leasing über BMW Financial Services neben dem BMW Bank-Bonus in Höhe von 1.000 Euro zusätzlich 2.500 Euro Prämie auf alle Fahrzeuge mit BMW xDrive Allradantrieb. Repräsentatives Berechnungsbeispiel der BMW Austria Leasing GmbH, beinhaltet kostenloses Service mit dem BMW Paket Care für 4 Jahre oder max. 100.000 km sowie Verlängerung der gesetzlichen Mängelbeseitigungsansprüche auf 4 Jahre oder max. 120.000 km, es gilt der jeweils zuerst erreichte Grenzwert ab Erstzulassung. BMW Select Leasing für den BMW 520d xDrive, Händleraktionspreis € 48.202,- Anzahlung € 14.460,60, Laufzeit 36 Monate, monatliches Leasingentgelt € 258,-, 10.000 km p. a., Restwert € 28.150,-, Rechtsgeschäftsgebühr € 320,30, Bearbeitungsgebühr € 230,-, eff. Jahreszinssatz 4,67%, Sollzinssatz var. 3,99%, Gesamtbelastung € 52.448,90. Beträge inkl. NoVA u. MwSt. Angebot freibleibend, gültig bei teilnehmenden Händlern, solange der Vorrat reicht. Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Der Abschluss einer BMW Haftpflicht- und Kaskoversicherung ist Voraussetzung für dieses Angebot: Haftpflichtversicherung kalkuliert auf Basis Bonus-/Malusstufe 0 € 123,23 p. M., Volkasko-Flatrate € 107,- p. M., eff. Jahreszinssatz inkl. Versicherung: 14,75% Gesamtbelastung inkl. Versicherung € 60.811,77. BMW Austria Leasing GmbH, Siegfried-Marcus-Straße 24, 5020 Salzburg, Versicherungsvermittlung in der Form Versicherungsagent als Nebengewerbe mit der Berechtigung zum Empfang von Prämien, GLISA-Zahl: 17752213, Agenturverhältnis mit Generali Versicherung AG. Beträge inkl. NoVA, MwSt. und Vers.St. Angebot freibleibend. Druckfehler, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

# Unwillige Zuwandererstadt

Wien hatte stets große Zuwanderungswellen: um 1900 Tschechen und Juden, nach 1945 „Volksdeutsche“, ab den 1960ern jugoslawische und türkische „Gastarbeiter“, zuletzt EU-Osteuropäer, ganz zuletzt Flüchtlinge – und immer Probleme.

ÜBERBLICK: Hans Rauscher

Unter den Vorfahren des früheren Bundeskanzlers Franz Vranitzky (geboren 1937 in Wien) waren Zuwanderer (aus dem slawischen Teil der Monarchie); unter den Vorfahren des heutigen Vizekanzlers Heinz-Christian Strache (geboren 1969 in Wien) waren Zuwanderer (aus dem „Sudetenland“ im heutigen Tschechien). Unter den Vorfahren des heutigen Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen (geboren 1944 in Wien) waren Zuwanderer aus den Niederlanden, Estland und dem Deutschen Reich. Und so könnte man endlos fortsetzen, mit all den Wiener Prominenten, die tschechischen, ungarischen, italienischen, serbischen, kroatischen, polnischen, deutschen oder „volksdeutschen“ etc. „Migrationshintergrund“ haben.

Wien war immer eine Stadt der Zuwanderer. Zunächst als Erbe der Monarchie. Dann der ungeheuren Verwerfungen durch den Zweiten Weltkrieg. Zuletzt durch die gewollte Arbeitsmigration ab den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts. Und zuallerletzt durch die überwiegend muslimische Fluchtbewegung aus dem Nahen Osten 2015/16.

Und es hat in den letzten 100 Jahren immer wieder massive, ja mörderische Reaktionen auf die große Zuwanderung gegeben. Wie

„

Die Diversität wird steigen. Es gibt kein Zurück zum Wien der Siebzigerjahre.

Anne Goujon,

Vienna Institute of Demography

“

das heutige Wien (und natürlich Österreich insgesamt) mit diesem Problem fertig wird, entscheidet das Schicksal der nächsten Jahrzehnte. Die Aufgabe ist, das besser zu bewältigen als vor 100 Jahren und mehr.

Was ist der aktuelle Zuwanderungsstatus von Wien? Da fliegen viele Zahlen und etliche Definitionen herum, die doch einen beträchtlichen Unterschied machen. Eine griffige Formulierung lautet: Jeder zweite Wiener hat Migrationshintergrund. Das folgt der Definition der Wiener MA 17 (Integration): fremde Staatsbürgerschaft, selbst im Ausland geboren oder mindestens ein Elternteil im Ausland geboren – macht ca. 50 Prozent.

Die Statistik Austria definiert es enger: ausländische Staatsbürgerschaft, selbst im Ausland geboren oder beide Eltern im Ausland geboren – macht 42,8 Prozent.

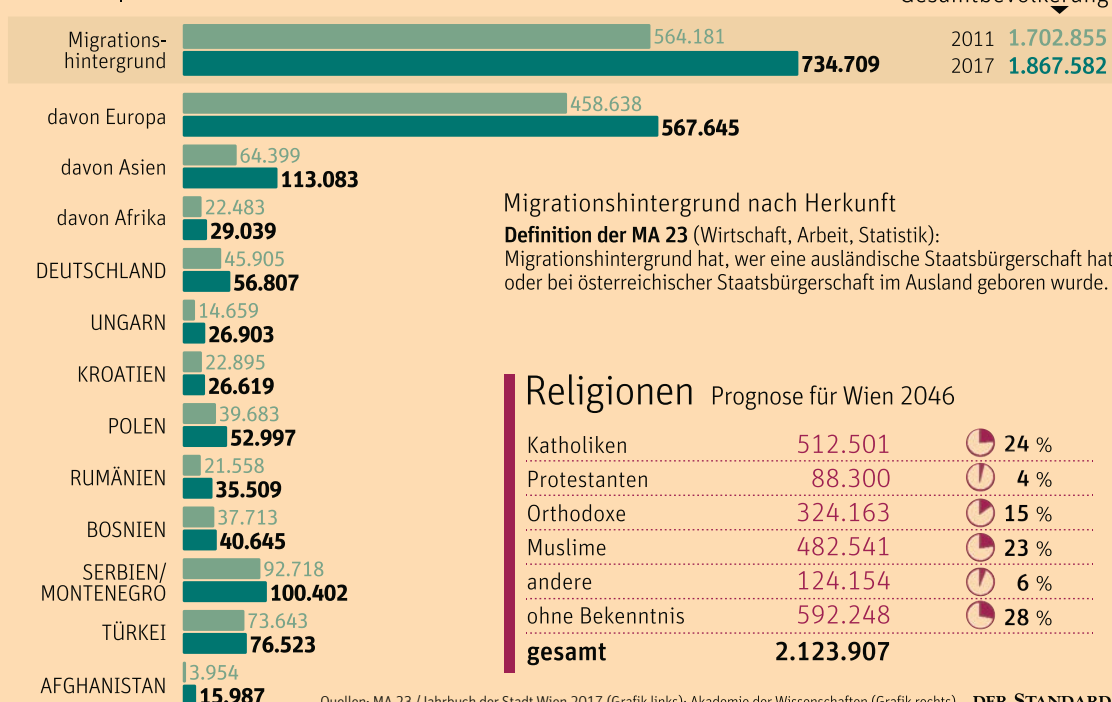
Die neueste und womöglich „fairste“ Definition lautet: ausländische Staatsbürgerschaft oder selbst im Ausland geboren. Diese Definition stammt von der MA 23 (Wirtschaft, Arbeit, Statistik) der Stadt Wien und ist auch im Jahrbuch 2017 der Stadt Wien so aufgeführt. Die Argumentation: „Ahnenpassforschung“ ist nicht mehr zeitgemäß. Es sei nicht ganz fair, bei jemandem, der dauerhaft in der Stadt lebt, sei es als österreichischer, sei es als ausländischer Staatsbürger, die Eltern da mit hineinzuziehen. Auch bei dieser



Die beiden großen Zuwanderungswellen zwischen 1870 und 1918: Tschechen, die sich als Schwerarbeiter („Ziegelböhm“, oben) oder als Dienstmädchen verdingten, und Juden, zunächst aus Böhmen, dann dem fernen Osten der Monarchie (Galizien, Bukowina, unten). Beide wurden massiv angefeindet.

## Wiener Bevölkerung nach Migrationshintergrund

seit 2011 | Auswahl



Migrationshintergrund nach Herkunft

Definition der MA 23 (Wirtschaft, Arbeit, Statistik):

Migrationshintergrund hat, wer eine ausländische Staatsbürgerschaft hat oder bei österreichischer Staatsbürgerschaft im Ausland geboren wurde.

## Religionen Prognose für Wien 2046

Katholiken	512.501	24 %
Protestanten	88.300	4 %
Orthodoxe	324.163	15 %
Muslime	482.541	23 %
andere	124.154	6 %
ohne Bekenntnis	592.248	28 %
gesamt	2.123.907	

Quellen: MA 23 / Jahrbuch der Stadt Wien 2017 (Grafik links); Akademie der Wissenschaften (Grafik rechts) DER STANDARD

Definition kommt man auf 39,3 Prozent Einwohner von Wien mit „Migrationshintergrund“.

Sieht man sich die nach diesen Kriterien gemessene Entwicklung seit 2011 im Statistischen Jahrbuch 2017 der Stadt Wien an (Auszug aus der Tabelle unten), so kommt man auf interessante Ergebnisse: Keineswegs stellen die Türken, wie oft vermutet, die größte Gruppe mit „Migrationshintergrund“, und ihre Zahl blieb stabil: von 74.000 auf 77.000 heute. Die größte Gruppe sind die Serben (100.000), gefolgt von den Türken, Polen (53.000) und Deutschen (57.000). Tatsächlich war die Zuwanderung ab 2011 hauptsächlich eine aus der EU, im Wesentlichen Deutschland und Osteuropa, wobei Polen, Ungarn, Rumänien die größten Zuwächse hatten.

## Ängste vor Islamisierung

Doch die überwiegend muslimische Zuwanderung 2015/16 verstärkte schon vorher existente und von der politischen Rechten geschürte Ängste vor „Islamisierung“. Die Flüchtlingswelle spiegelt sich in der Verdoppelung der Zuwanderung aus Asien von 64.000 auf 113.000 wider, da sind die Syrer (nicht extra ausgewiesen) und die Afghanen (auf 16.000 vervierfacht) mit dabei.

Das erinnert an die schweren Konflikte im Zusammenhang mit den beiden großen Zuwanderungswellen vor über 100 Jahren, in der Monarchie: die Juden und die Tschechen. Im Ersten Weltkrieg lebten rund 300.000 Tschechen und Slowaken in Wien, das damals rund zwei Millionen Einwohner hatte. 1910 lebten 175.318 Juden in Wien (8,3 Prozent), während des Weltkriegs erhöhte sich die jüdische Bevölkerung um weitere 125.000 Personen. Die überwiegend bitterarmen, rückständigen und durch ihren Habitus auffälligen „Ostjuden“ stießen sofort auf Ablehnung.

Nach dem Krieg ging die Zahl der Flüchtlinge rapide zurück, aber es lebten 180.000 Juden weiter in Wien, und der Antisemitismus verfestigte und verstärkte sich – mit bekannten Konsequenzen.

## Tschechisch war verpönt

Ähnlich, wenngleich nicht ganz so rabiat war die Haltung gegenüber den zugewanderten Tschechen. Die Tschechen (und Slowaken) kamen im Zuge der Binnenmigration in der Monarchie etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts als Handwerker, (Schwer-)Arbeiter und Dienstpersonal ins boomende Wien. Unter dem christlichsozialen, deutschnationalistischen und antisemitischen Bürgermeister Karl Lueger wurden sie zunächst schlecht behandelt und vor allem einem massiven Assimilationsdruck ausgesetzt. Die tschechische Sprache war verpönt.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie und der Errichtung der Tschechoslowakei kehrten zwischen 150.000 und 200.000 Wiener Tschechen und Slowaken wieder „heim“. Die anderen assimilierten sich. Heute stammt ein gutes Drittel der Wiener Bevölkerung von Zuwanderern aus Böhmen, Mähren und der Slowakei ab.

Ohne die Tschechen, Slowaken und die Juden wäre Wien nicht zu der boomenden, wirtschaftlich und kulturell blühenden Stadt



Fotos: VCA / Harald Nap, Christian Fischer

Die große Zuwanderungswelle nach 1945 – „Gastarbeiter“ 1964 aus Jugoslawien und der Türkei; sie hatten unerwarteterweise Familie: türkische Frauen heute in Wien.

von zwei Millionen (2010) geworden. Die Tschechen stellten anfangs Handwerker, Arbeiter, Dienstmädchen und Köchinnen, später namhafte Ärzte, Künstler und Architekten. Die Juden fielen durch ihren ungeheuren Bildungshunger auf: 1911 machten jüdische Studenten 26,3 Prozent der Universitätsstudenten aus (bei einem achtprozentigen Anteil an der Gesamtbevölkerung laut Jahrbuch der Stadt Wien). Ärzte, Rechtsanwälte, Bankiers, Journalisten, die Literatur waren überwiegend „jüdisch“, die moderne Kunst lebte von jüdischen Mäzenen. Der Erfolg erzeugte Neid, der sich später in mörderischer „Arisierung“ austobte.

Die Tschechen gingen zurück oder assimilierten sich, die Juden wurden vertrieben oder ermordet.

Die Zuwanderung ging weiter, sie nahm aber andere ethnische und religiöse Formen an. Nach 1945 nahm Österreich viele „Volksdeutsche“ aus Böhmen, Mähren, dem „Banat“ (Rumänien, Serbien und Ungarn) etc. auf, die von dort vertrieben worden waren. In den 60er-Jahren begann die Migration der „Gastarbeiter“ aus Ex-Jugoslawien und etwas später der Türkei. Noch in den 70er-Jahren war die

Abneigung gegen die serbischen, kroatischen etc. Zuwanderer so groß, dass man ein berühmtes Plakat anbrachte, auf dem ein kleiner Bub einen „Jugo“ fragt: „I haaß Kolaric, du haaß Kolaric, wieso sogns' zu dir Tschusch?“

Die Ex-Jugoslawen, zu denen in den frühen 90er-Jahren auch rund 70.000 Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina kamen, sind inzwischen größtenteils akzeptiert, assimiliert – und von der politischen Rechten umworben. Serben von der FPÖ, Kroaten von der ÖVP.

„Die Diversität wird steigen“, sagt Anne Goujon vom Vienna Institute of Demography. „Es gibt kein Zurück zum Wien der Siebzigerjahre.“

Die Konflikte konzentrieren sich derzeit auf die rund elf Prozent (nach anderer Zählung 14 Prozent) Muslime. Vor allem aber auf die Dynamik des Wachstums dieser Bevölkerung. Nach diversen Prognosen wird sie von acht Prozent im Jahr 2001 auf 20 bis 23 Prozent im Jahr 2046 steigen, während die Katholiken von 49 Prozent im Jahr 2001 – heute 35 Prozent – auf 24 Prozent im Jahr 2046 fallen sollen (siehe Tabelle linke Seite unten). Wobei „Muslime“ keine geschlossene politische

Gruppe sind und man zwischen den Hauptgruppen – türkische, bosnische und arabische Herkunft – unterscheiden muss. Aber sie werden als „die Muslime“ wahrgenommen, und das löst Ängste und, man kann es nicht anders sagen, auch Hass aus.

Man werde in ein paar Jahrzehnten völlig „islamisiert“ sein; die Muslime würden immer fordernder in ihren sozial-religiösen Ansprüchen; von Integration oder gar Assimilation sei keine Rede: So lauten die Befürchtungen oder Schreckensszenarien, die man in Internetforen, bei politischen Diskussionen etc. hören kann. Und, schon mit etwas mehr Realitätsanspruch: Wenn die Muslime einmal eine signifikante Anzahl erreicht hätten, eben jene 20 oder 23 Prozent, dann könnten sie verlangen, dass die Mehrheitsgesellschaft viel mehr auf ihre strenge Religiosität Rücksicht nimmt. So wie es (angeblich) schon jetzt in manchen Kindergärten kein Schweinefleisch, aber auch keinen Nikolo und/oder Weihnachtsbaum mehr gebe.

#### Säkularisierung für Muslime

Franz Trautinger und Klemens Himpele, die für das Jahrbuch die Statistiken aufarbeiten und interpretieren, machen allerdings im Gespräch auf eines aufmerksam: Was ist mit der Säkularisierung?

Sie hat schließlich die einst überaus dominante Mehrheitsreligion (Wien 1910: 86 Prozent Katholiken) erfasst. Warum nicht auch Muslime? Die Studien über die Religionsentwicklung in Wien (die Wirel-Studie und die der Akademie der Wissenschaften / Vienna Institute of Demography) beziehen sich beide auf das Religionsbekenntnis und nicht „auf den

”

Es gibt genug Wiener, die sich überlegen, in einen anderen Bezirk umzuziehen, weil sie sich in ihrer Gasse mittlerweile fremd fühlen.

Bundeskanzler Sebastian Kurz

“

Grad der eigentlichen Religiosität“. Auch Trends der Säkularisierung seien nicht vergleichbar: „Während z. B. Katholiken recht leicht aus der Religionsgemeinschaft austreten können, ist dies für Muslime nicht bzw. nur sehr schwer möglich. Somit umfasst die Gruppe der Muslime in Österreich sowohl säkularisierte als auch tiefgläubige Menschen, während gebürtige und später säkularisierte Katholiken (oder Protes-

tant) sehr oft ausgetreten sind und somit zur Gruppe ‚ohne Bekenntnis‘ zu zählen sind.“

Es gibt Hinweise, dass einerseits europäische Muslime, auch jüngere, mit vermehrtem Islamismus auf eine tatsächliche oder nur gefühlte Diskriminierung reagieren, andererseits aber vor allem junge Frauen sich zunehmend aus der religiösen und patriarchalen Bevormundung zu befreien suchen.

Die Änderung des sozialen Verhaltens wird wohl auch auf die Muslime übergreifen (z. B. medianes Heiratsalter von Frauen in Wien 1985: 22,4 Jahre; 2014: 29,8 Jahre). Auch ist die Fertilitätsrate unter Musliminnen mit 2,4 Kindern im Schnitt noch immer deutlich höher als die von Katholiken (1,3) oder Konfessionslosen (1,1), aber sie ist drastisch gefallen (von 3,9 im Jahr 1971).

Wien hat ein Realitätsproblem. Einerseits gelten die autochthonen Wiener als beharrend, konservativ, Veränderungen abgeneigt und letztlich fremdenfeindlich. Das steht im Widerspruch zu der beachtlichen Zuwanderungsdynamik der vergangenen Jahrzehnte oder noch früher. In der Vergangenheit hat das zu schwersten Verwerfungen geführt. Wie es diesmal ausgeht, ist unklar. Fest steht, dass man diesmal die Dinge nicht laufen lassen darf.



LANDFAHRT

Ö100

# DIE BMW CITY-DIESEL-GARANTIE.



Freude am Fahren



BMW CITY-DIESEL-GARANTIE

Die fortschrittlichen und effizienten BMW Dieselmotoren bieten pure Freude am Fahren. Sollte eine Gesetzesänderung zu dauerhaften Fahrverboten in österreichischen Innenstädten führen, können Sie von Ihrem geleasteten Dieselfahrzeug auf ein anderes Modell der BMW Group umsteigen.

Mehr Informationen auf [bmw.at/city-diesel](http://bmw.at/city-diesel)



Irma Zach, geboren am 25. Mai 1912 in Wien.

## „Warte auf mein Ende – nicht auf Godot“

„Ich bin 105 und ein halbes“: Irma Zach erinnert sich an den Kaiser und an ihr Leben wie im Bilderbuch. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass das Essen im Altersheim besser sein könnte.

PROTOKOLLE: Peter Mayr

Videos mit Frau Zach und Frau Möller auf [derStandard.at/oe100](http://derStandard.at/oe100)

„ Mein Vater war Hofzuglokomotivführer. Das war die höchste Ehre, man durfte den sogenannten Hofzug fahren. Er fuhr aber nicht mit dem Kaiser, aber dann, wenn irgendein nebblicher Erzherzog auf die Jagd gefahren ist. Statt einem Kuvert mit Geld gab es oft einen Orden. ‚Was brauch' ich den?‘, hat sich mein Vater dann geärgert. Das ist lange her, ich bin ja jetzt 105 Jahre alt. Ob ich als Kind den Kaiser einmal gesehen habe? Ich war mit meiner Mutter einmal in Laxenburg, das muss so 1918 gewesen sein. Da hätte der Zug um 18 Uhr fahren sollen, er hatte aber Verspätung. Warum? Seine Majestät der Kaiser fuhr mit seinem Hofzug. Ich erinnere mich an einen bezaubernden jungen Mann mit Offiziersmütze. Der trug einen Mantel mit Pelzkragen. Der Kaiser? Völlig uninteressant. Der Mantel? Das war etwas ganz anderes.

### Wir haben eine Republik!

Das sollten S' noch reinschreiben: Mein Vater kam einmal nach Hause und sagte: ‚Stell dir vor, wir haben eine Republik. Der Kaiser hat abgedankt! Ich habe nicht gewusst, was das heißt. Aber meine Mutter durfte zur Wahl gehen. An das kann ich mich noch gut erinnern. Damals hat man die Frauen diskriminiert. Man war als Frau schon zweite Wahl. Das ist heute anders, hoffentlich.

Was wollen Sie noch wissen? Ich habe die Mittelschule absolviert, wollte Medizin studieren. Das ist mir nicht gelungen, weil ich beim Knochenkolloquium durchgefallen bin. Gut, dann habe ich nicht Medizin studiert, bin ich Lehrerin geworden. Ich wäre gerne auch zum Theater gegangen. Meine Mutter sagte, das ist nichts, das geht nur übers Bett. Da bin ich nicht zum Theater gegangen. Bis zur Pensionierung habe ich eine Schule in Wien-Favoriten geleitet.

Was soll ich erzählen? Ich habe auch einmal Engelbert Dollfuß gesehen. Ich weiß nicht mehr, wo. Er war ein kleiner Mann – aber kein dummer Mann. Das Attentat war furchtbar.

Dann kamen die Nazis. Ich habe den Krieg überlebt bis drei oder vier Tage vor dem Ende, da wurden wir noch ausgebombt, dass es eine Hetz' war. Aber das ist alles in so weiter Ferne. Man freut sich so, das so halbwegs überlebt zu haben. 1945 habe ich geheiratet und eine glückliche, vorbildliche Ehe geführt. Kinder? Keine. Ich wollte auch keine. Mein Mann und ich haben uns ein Leben aufgebaut, wie es im Bilderbuch steht, mit einer Wohnung mit rund 160 Quadratmetern mit allem Chichi, das dazu gehört. So, reicht das?

Vielleicht noch das: Ich habe viel Sport betrieben – aber ich war schlecht. Skifahren. Was der schönste Sport ist? Eistanzen! Turnen bin ich gegangen. Schluss, aus.

Wie man so alt wird? Das meine ich vollkommen ernst: Versuche immer aus allen Lagen deines Lebens jede herauszufiltern, wo ein bisschen die Sonne scheint. Jetzt bin ich hier im Altersheim. Fragen Sie mich nicht. Hier warte ich auf mein Ende – nicht auf Godot. Lassen wir es!

### Besuch von Weana Madln

Die Männer sind alle schon weg, aber die Frauen kommen. Die Damen, die zum Kartenspielen kommen, das sind Weana Madln. Rummy! Wissen Sie, wer verliert? Ich, haushoch. Hier werde ich meine Tage beschließen. Schauen Sie, das ist ja ein vorzügliches Zimmer, das ich habe – ein Einzelzimmer. Wissen Sie, das ist ein Luxus! Schlafen alleine, aufstehen alleine, ein Klo alleine. Bevor ich es vergesse: Ich wollte noch etwas Abschätziges über die Küche sagen. Diese Hühner, die ich hier zum Essen bekomme, die sterben nicht eines natürlichen Todes, die rennen sich zu Tode. Der Erfolg ist der, dass sie sehr sehnig und schwer schneidbar sind. Aber eine Schlankheitskur kostet wesentlich mehr. Aber jetzt ist es genug.

105

„ Es gibt niemanden, der so lange am Währinger Gürtel gewohnt hat wie wir. Ich habe immer nur dort gewohnt. Ich habe auch schon dort gewohnt, als noch die alte Eisenbahn gefahren ist. Der Bezirkschef ist aber deshalb nicht zu Besuch gekommen. Der kennt mich gar nicht, ich ihn ja auch nicht.

Der Papa hat diese Wohnung genommen, weil das Klo drinnen war. Am Währinger Gürtel eben – Zimmer, Küche. Mein Papa war Polizist. Er war am Wachzimmer im ersten Bezirk, dort war er meistens eingeteilt. Meine Mutter war zu Hause. Ich wurde am 16. September 1910 geboren, meine Schwester, die ist jünger. Ich war beim Kaiser seinem Begräbnis. Die Mama ist mit mir zum Ring in die Stadt hineingegangen, der Vater hat Dienst gehabt. Und da ist der Kaiser dann an uns vorbeigefahren.

Meine Schwester und ich sind im 19. Bezirk in die Klosterschule gegangen. Wir sind immer zu Fuß hin. Nach der Schule sind wir nach Hause gegangen, wir mussten ja unsere Aufgaben machen. Danach habe ich das Nähen gelernt, meine Schwester ist Kindergärtnerin geworden. Ich war in der Schneiderei. Ich habe dort gearbeitet, wo man mich gebraucht hat. Überall. Das war mir viel lieber, wenn mich wer gebraucht hat. Auch zur Weinlese bin ich gegangen.

### Nur nicht Maschek

Dann habe ich geheiratet. Wann das war? Im Sommer. Das Jahr weiß ich gerade nicht. Ich habe meinen Mann auf dem Gürtel kennengelernt. Wir sind uns begegnet und haben uns dann gegenseitig kennengelernt. Er war auch Polizist. Nur hat er damals Maschek geheißt. Und ich hab' gesagt: Ich heirate dich nicht als Maschek. Er war ja ein lediges Kind und hat den Namen seiner Mutter annehmen müssen. Aber bin i a Böhmin? Wir waren Südmährer. Keine Böhmi'. Wir haben dann bei der Polizei den Namen geändert. Da durften wir uns einen aussuchen. Wir haben auch in einer Wohnung am Währinger Gürtel gewohnt.

Dann kam der Krieg. Mein Mann hat einrücken müssen. Den haben die Russen erschossen. Ich habe nie mehr einen Mann zum Heiraten kennengelernt. Ich war während des Kriegs in Wien und dann auch bei meinen Großeltern. Danach war ich mit meiner Tochter alleine. Da habe ich wieder gearbeitet – alles, was mich die Leute angefragt haben, was es gerade zu tun gab.

### Zimmer mit Ausblick

Meine Tochter war sehr lange im Ausland, in Paris, überall tätig. Sie hat im Hotel gearbeitet. Am liebsten bin ich zu meinen Großeltern gefahren, nach Südmähren aufs Land. Die hatten einen Bauernhof. Na ja, wann war ich das letzte Mal dort? Das ist schon lang her. Wer weiß, wie unser Haus aussieht, ob es noch steht. Tiere haben wir auch gehabt, Schweindln, Pferde. Das waren aber Arbeitspferde. Wir sind immer mit dem Zug hingefahren. Ein eigenes Auto hatten wir nie. Bis heut' net.

Wie man so alt wird wie ich? Da müssen Sie den da oben fragen, nicht mich. Ich selbst bin ja ein gläubiger Mensch, ich war auch jeden Sonntag in der Kirche. Meine Eltern waren auch katholisch. Deshalb war ich auch in der Klosterschule.

Ins Heim bin ich direkt von meiner Wohnung am Währinger Gürtel gewechselt, weil ich einen Oberschenkelhalsbruch hatte. Die Wohnung gibt es noch. Wer da wohnt, weiß ich nicht. Hier im Heim lese ich Zeitung, schaue Fernsehsendungen.

Ob ich hier auch Besuch bekomme? Na, aber freilich. Von meinen Verwandten. Die Kinder von meiner Cousine, die kommen auch. Die sagen Tante zu mir – und fertig. Der Ausblick hier durchs Fenster erinnert mich an den Großvater, an Südmähren. Ich wünschte, ich könnte noch einmal dorthin fahren.



Friederike Möller, geboren am 16. September 1910 in Wien.

## „Wünschte, ich könnte nochmals dorthin“

Ein Traum bleibt: Friederike Möller, 107 Jahre alt, würde gerne den Bauernhof ihres Großvaters wiedersehen. Wie man so alt wird wie sie? „Da müssen Sie den da oben fragen“, sagt sie, „nicht mich.“

107



# Als der Oktopus ein Österreicher war

Die Fusionsküche des Vielvölkerstaats durchlebte in den vergangenen Jahrzehnten einen großen Wandel. Heute fokussiert man auf Regionales, Saisonales und innere Werte.

Petra Eder

Die Abfälle einer gekochten Rindszunge, namentlich die fleischigen Teile an der Kehle, werden mit einem Stückchen Schweinefleisch oder Rindfleisch und einem Stückchen Speck fein gehackt. (...)“ Ein Rezept, das heute manche schaudern lässt, war vor rund 100 Jahren fixer Bestandteil der Küche, erzählt Jürgen Wolf, der im „Gasthaus Wolf“ die Innereienküche wieder aufleben lässt. Ein „Füllhorn an Gerichten“ aus alten Kochbüchern stand zur Wahl, meint Spitzenkoch Heinz Reitbauer vom Wiener Steirereck, der so wie Wolf für DER STANDARD ein historisches Rezept zeitgemäß interpretiert hat. „Es gibt kaum ein Kochbuch aus jener Zeit, das weniger als 1000 Rezepte enthält – ein Beweis für die Produktvielfalt, die es damals gab“, so der Chef des Wiener Steirerecks. Krebse, Frösche, Schnecken und Vögel wie Schnepfe oder Drossel landeten auf dem Teller. Sardellen aus Triest waren universelles Würzmittel. Auch Jürgen Wolf sammelt historische Kochbücher. Darin finden sich Rezepte mit Biber, Fischotter oder Schildkröte. „Ein Riesenthema war natürlich die komplette Verwertung eines Tieres – Innereien hatten einen viel höheren Stellenwert. Vergleicht man die Bücher mit jenen von heute, fällt auf: Es gibt kaum Mengenangaben – man verließ sich auf die erfahrene Köchin –, und die Rezepte für Fleisch und Fisch sind nach einem Drittel zu Ende. Danach folgen Mehlspeisen von salzig bis süß“, erzählt Wolf. Je höher der Sättigungsgrad, desto besser, lautete die Devise, zumindest bei den schwer arbeitenden Massen. Rindfleisch, vor allem in gekochter Form, hatte weit mehr Bedeutung als Schweinefleisch.

## Rindfleischvielfalt

24 verschiedene Rindfleischspezialitäten wurden im legendären Wiener Hotelrestaurant Meissl & Schaden serviert. Eine damalige Spezialität, der Walter Leidenfrost, Küchenchef im Restaurant „Ludwig van“ klar den Vorzug gegenüber Wiener Schnitzel gibt, ist Altwiener Backfleisch: gekochtes Rind, das mit Senf und Kren bestrichen, paniert und gebacken wird. Die Rinder stammten in der Monarchie vor allem aus der ungarischen Tiefebene. Nach dem Ersten Weltkrieg fielen viele Gebiete weg, die zuvor landwirtschaftliche Produkte geliefert hatten. Für Leidenfrost, der nach dem Prinzip „österreichische Küche, neu interpretiert“ kocht, ist daher auch Oktopus auf der Karte kein Widerspruch, man denke an die K.u.k.-Adria-Gebiete. In den Kriegs- und Nachkriegszeiten herrschte extremste Not, es landete alles Verwertbare, von Krähen bis zu Eichhörnchen, im Topf – selbst dafür gab es Rezepte, wie Autor Peter Peter in „Kulturgeschichte der österreichischen Küche“ beschreibt.

Mit der Industrialisierung der Landwirtschaft fielen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Preise, vor allem für Fleisch. Dies spiegelt sich in populären Kochbüchern wider. Im *Thea-Kochbuch* von 1959 findet sich noch ein ganzes Kapitel zu Innereien, 1964 fehlte dies bereits, dafür gibt es nun „Ausländische Spezialitäten“ wie „Neapolitanische Pizza“ oder „Musaka“. Die nächsten Jahrzehnte sind durch ein wachsendes Angebot an Produkten aus industrieller Lebensmittelproduktion gekennzeichnet, selbst gute Restau-



Fotos: Hammerschmidt, Pertram

Walter Leidenfrost interpretiert „österreichische Küche“ neu. Jürgen Wolf setzt auf Innereien.

rants verwenden Dosenware. Die Gegenbewegung beginnt in der Spitzenküche ab den 1980er-Jahren. Regionale, saisonale Produkte sind – auch wegen der Öko-Bewegung – wieder vermehrt gefragt, besonders in der Spitzengastronomie wird dies konsequent verfolgt. Reitbauer strich im Steirer-

eck schon vor mehr als einem Jahrzehnt Meeresfische von der Karte und setzt ganz auf Süßwasserfische: „Am Anfang war die größte Schwierigkeit für mich, mein Team davon zu überzeugen, dass das der richtige Weg ist. Aber wir wollen unsere Landesküche weiterentwickeln.“ Dass dies

international Erfolg haben kann, beweist die Platzierung seines Lokals auf Rang 10 der San-Pellegrino-Liste der weltbesten Restaurants. Für Leidenfrost wie für Reitbauer ist die Tatsache besonders wichtig, dass es in Österreich eine Vielzahl an Kleinproduzenten gibt, die hervorragende Produkte

herstellen. „Vor 30 Jahren haben wir ins Ausland geschaut, heute merkt man, dass immer mehr Leute, die sich für Essen interessieren, überrascht sind, was es in Österreich gibt“, meint Reitbauer.

Rezept von Heinz Reitbauer zum Nachkochen auf Seite 10



TISCHGESCHICHTEN

Ö100

EIN ERLEBNIS, DAS SICH BEZAHLT MACHT.

**JETZT BIS ZU 2.800,- €  
EXPERIENCE-BONUS\*  
SICHERN.**



ABOVE & BEYOND



**GEHEN SIE AUF ENTDECKUNGSREISE.**

Ein unvergessliches Fahrerlebnis wartet auf Sie – im Discovery Sport, unserem vielseitigen Kompakt-SUV, oder in unserer Design-Ikone, dem Range Rover Evoque. Und dieses Erlebnis macht sich jetzt zusätzlich bezahlt. Entscheiden Sie sich für eines dieser Modelle und erhalten Sie bis zu 2.800,- € EXPERIENCE-BONUS\* und einen unvergesslichen Tag Abenteurer bei einem Land Rover Experience Training\*\*.

Gehen Sie auf Entdeckungsreise bei einer Probefahrt.

landrover.at



\* Weitere Informationen zur 3-Jahres-Garantie finden Sie unter: landrover.at/garantie

\*\* Unverbindlich empfohlener nicht kartellierter Experience-Bonus in Höhe von 2.800,- € bei Eintauch eines Gebrauchtfahrzeuges, in Höhe von 1.800,- € ohne Eintauch. Angebot gültig für lagernde Neu- und Vorführfahrzeuge der Modelle Discovery Sport und Range Rover Evoque bei Kaufvertragsabschluss und Auslieferung bis 29.03.2018, bei allen teilnehmenden Land Rover Partnern solange der Vorrat reicht. Der Kaufpreis reduziert sich um den Experience-Bonus. Nicht kombinierbar mit weiteren Angeboten.

\*\* Nähere Informationen zum Land Rover Experience Training auf landrover.at/experience-bonus

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: Discovery Sport: 10,2–5,5 (innerorts); 7,3–4,2 (außerorts); 8,4–4,7 (komb.); CO<sub>2</sub>-Emissionen in g/km: 190–123; Range Rover Evoque: 10,3–4,9 (innerorts); 6,9–3,7 (außerorts); 8,2–4,2 (komb.); CO<sub>2</sub>-Emissionen in g/km: 185–109. Symbolfoto.

# Kraut mit Rübe

Heinz Reitbauer, Chef des Steirerecks, hat für die STANDARD-Ö100-Schwerpunktausgabe ein historisches Rezept interpretiert. Ein Krautkopf wird im Schichtsystem gefüllt und danach in Suppe geschmort.

475 g  
Schweinefleisch (mager), 115 g  
Schweinerückenfett, 45 g Neusetzer oder Lardo  
// **Alle Zutaten in kleine Würfel schneiden und auf Eis kühlen.** ... 215 g Zwiebel (gewürfelt), 30 g Knoblauch (gewürfelt), 2 g Koriander (geröstet und gemörsert), 2 g Senfsaat (geröstet und gemörsert), 2 g Cayenne, 1 TL Paprikapulver edelsüß, 50 g Topaz-Apfel (gewürfelt), 75 g Butter // **In einer Kasserolle die Butter aufschäumen lassen und die restlichen Zutaten darin für ca. 10 Min. karamellisieren lassen. Anschließend sofort auf Eis runterkühlen lassen.** ... 1/2 Stk. Semmel (in Milch eingeweicht) // **Das gekühlte Fleisch und die Zwiebelmasse mit der gut ausgedrückten Semmel durch eine 4-mm-Scheibe des Fleischwolfes drehen. Sofort wieder auf Eis kühlen.** ... 10 g Karpatensalz, 45 g Steckrüben kandiert (würfelig geschnitten), 2 EL Liebstöckel (gehackt), 2 EL Kerbel (gehackt), 1 EL Majoran (getrocknet), Pfeffer schwarz (gemahlen) // **Die Fleischmasse mit Karpatensalz, Steckrübenwürfeln, Kräutern und Pfeffer abschmecken und bedeckt auf Eis stellen.** ... 1 Stk. Braunschweiger Kraut // **Den unteren Strunk vom Kraut abschneiden und die äußersten Blätter entfernen. Ein Blatt nach dem anderen vom Krautkopf lösen. Dabei darauf achten, dass die Blätter ganz bleiben. Das Krautherz im Ganzen belassen. Die Blätter für 10 Sekunden in kochendem Salzwasser blanchieren. Das Herz für ca. 1–2 Minuten blanchieren. Auf einem Küchentuch gut abtropfen lassen.** ... Schweinefaschiertes, Braunschweiger Kraut (blanchiert) // **In die Mitte jedes Krautblattes je nach Blattgröße ca. 2 EL Schweinefaschiertes streichen und dabei die Blattränder 2 cm frei lassen. Die 4 größten Blätter ohne Füllung beiseitestellen. Mit dem blanchierten, getrockneten Krautherzstrunk nach unten liegend starten. Die gefüllten Blätter nebeneinander, kreisförmig, leicht überlappend am Krautherz fixieren, sodass letztendlich der Krautkopf wieder seine ursprüngliche Form erhält. Dabei mit den kleinsten Blättern starten.** ... 2 Stk. schwarze Knoblauchzehen, 4 Stk. blanchierte Krautblätter, ungefüllt // **Die Knoblauchzehen in Scheiben schneiden. Auf dem gefüllten Krautkopf verteilen und mit den beiseitegelegten Krautblättern ummanteln.** ... 1 Stk. Schweinenetz (gewässert) // **Das gewässerte Schweinenetz ausbreiten. Den gefüllten Krautkopf mit dem Schweinenetz ummanteln, sodass die Öffnung zum Krautstrunk liegt. Sofort kühlstellen.** ... 1000 ml Rindersuppe (entfettet) // **Die Rindersuppe in einem gusseisernen Schmortopf mit Deckel einmal aufkochen lassen. Den gefüllten Krautkopf mit dem Strunk nach unten in die heiße Rindersuppe einlegen. Noch einmal aufkochen lassen und mit dem Deckel verschließen. Bei 180 °C Ober- und Unterhitze in das Backrohr stellen.** ... 12 Stk. kleine Heurige (gesäubert), 15 Stk. Griselle-Schalotten, 5 Stk. Thymianzweige // **Nach 20 Min. die Hitze auf 160 °C reduzieren und die Erdäpfel zum Kraut im Schmortopf geben. Nach 40 Min. die geschälten Griselle-Schalotten zufügen. Nach weiteren 15 Min. die Hitze wieder auf 180 °C erhöhen und den Deckel öffnen. Ca. 400 ml Flüssigkeit durch ein Sieb ausschöpfen und für die Sauce beiseitestellen. Den Krautkopf mit der verbleibenden Flüssigkeit nappieren, Thymian zugeben und für weitere 5 Min. im Rohr glasieren.** ... 600 ml Schmorfond, 2 EL grober Senf, 3 EL Salzkapern (halbiert), 2 EL Butterwürfel, Maizena zum Binden // **Den Schmorfond um ca. ein Drittel einkochen lassen. Senf und Kapern begeben, mit Butter montieren und evtl. ein wenig mit Maizena binden.** ... 10 Stk. Steckrübenscheiben (kandiert) // **Den Krautkopf aus dem Schmortopf heben und für ca. 3–5 Min. rasten lassen. Mit den Steckrübenscheiben belegen. Die Erdäpfel und Schalotten in der restlichen Flüssigkeit glasieren und eventuell noch salzen. Auf einer großen Servierplatte verteilen und den geschnittenen Krautkopf darauf plazieren. Die Sauce en bas servieren.**



Fotos: Petra Eder, Martja Kantza



Kochen fast wie damals: Gefüllter Krautkopf – interpretiert von Steirereck-Chef Heinz Reitbauer.

## Rezepte online

In Videos auf <http://derStandard.at/oe100> erklärt Heinz Reitbauer die Kochschritte und spricht über die Küche damals und heute. Am 28. 1. zeigen wir in einer Fotostrecke, wie Jürgen Wolf Zungenkarbonaden zubereitet – sie gibt es ab 30. 1. auf der Speisekarte des Gasthauses Wolf. Ebenfalls online verrät Walter Leidenfrost ein Bries-Rezept.

# Codename: Karl, Titel: Herr

Die Republik Österreich hat sich während der 100 Jahre ihres nicht ganz durchgängigen Bestehens mit Zähigkeit, etwas Schmach und viel Geschmeidigkeit den Herausforderungen gestellt. Ein Lexikon erinnert an Finten und Fanale.

LEXIKON: Ronald Pohl

**A**lpinsport: Nach innen profitiert die Republik Österreich von der weisen Umsicht, mit der Politiker und Sozialpartner ihre Geschicke lenken. Für die Ausstrahlung der Alpenrepublik nach außen aber zeichnet der Österreichische Skiverband (ÖSV) verantwortlich. Bereits in der Ersten Republik widerlegten findige Alpinisten das finstere Bonmot Erich Kästners, wonach Skifahren eine Fortbewegungsart lediglich für „finnische Landbriefträger“ sei. Die Weltgeltung unserer Skiheldinnen und Skihelden reicht weit in die benachbarten Alpentäler.

**B**oulevard: Viele Bewohner der Republik Österreich meinen, sich desto besser zu erkennen, je volkstümlicher der Spiegel ist, den sie sich von den Medien vorhalten lassen.

**C**órdoba: Ein einziges Spiel der Fußball-WM von 1978 reichte aus, das Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber unseren bundesdeutschen Nachbarn in hemmungslose Genugtuung zu verwandeln. Die Bemerkung von Radiolegende Edi Finger, Hans Krankls Tor zum 3:2 würde ihn schier um den Verstand bringen, kennzeichnet gut die sozialpsychologische Wirkung des als unwiederholbar geltenden Wunders.

**D**eutschösterreich: Die mehrheitlich deutsch besiedelten Gebiete der habsburgischen Kronländer wurden aufgrund eines Beschlusses der Provisorischen Nationalversammlung am 11. November zur „deutschösterreichischen Republik“ erklärt. Der Anspruch, Teil der „Deutschen Republik“ zu sein, musste wegen des Vertrags von Saint-Germain 1919 fallengelassen werden. Nicht alle Österreicher empfanden über den Wegfall des Präfixes „Deutsch-“ Genugtuung.

**E**rzherzog: Republikanische Massenversammlungen fanden nach 1918 mit schöner Regelmäßigkeit, aber auch zu unerfreulichen Anlässen am Wiener Heldenplatz statt. Als inoffizieller Beschützer aller Kundgebungsteilnehmer fungiert seit 1860 das bronzene Reiterdenkmal von Erzherzog Carl, dem Sieger von Aspern. Er lauschte 1938 dem „hüinig sprengen stimmstummel“ (so Ernst Jandl in seinem Gedicht *Heldenplatz*) von Adolf Hitler.



Lauschte unbewegt den Massen: Erzherzog Carl am Heldenplatz.

Foto: Wikipedia / Brücke-Osteuropa

**F**ristenlösung: Die straffrei gestellte Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs, 1973 von der SPÖ-Alleinregierung gegen starken Widerstand beschlossen, markiert einen wichtigen Schritt hin zur Selbstbestimmung der österreichischen Frauen.

**G**emeindebau: Der kommunale Sozialwohnbau ist eine Errungenschaft der Ersten Republik. In ihm vereinte man in Wien, aber auch in Linz-Urfahr, Salzburg-Lehen oder Graz (Triester Siedlung) die äußeren Vorzüge einer selbstbewussten, weil klobigen Formgebung mit den inwendigen einer modernen Unterbringung von schwer arbeitenden Menschen. Während des Februaraufstands 1934 wurden Gemeindebauten vom sozialdemokratischen Schutzbund gegen die militärische Übermacht der Ständestaatdiktatur verteidigt.

**H**eldenplatz: Seine großzügige Anlage im Herzen Wiens wird ausgerechnet im Jubiläumsjahr 2018 von diversen Containern voller Parlamentarier beeinträchtigt. Kontemplative Menschen können gelegentlich UHBP Alexander Van der Bellen beim Ausführen des ersten Hundes im Staat bewundern. Thomas Bernhards gleichnamiges Stück erregte anlässlich seiner Uraufführung 1988 im Wiener Burgtheater das Gemüt nicht nur des amtierenden Vizekanzlers.



Las Österreich die Leviten: Thomas Bernhard, „Heldenplatz“-Autor.

Foto: Picturedesk

**I**ndustrie: Die Hege und Pflege des staatswirtschaftlichen Sektors in Österreich betraf nach 1946 das Bankwesen, noch mehr aber die Stahl- und Grundstoffindustrie. Das Gedeihen der Letzteren wurde während vieler Jahrzehnte zum wichtigsten Indikator heimischer Prosperität. „Schlüsselbetriebe“ fürchtete man allein schon wegen der Missachtung, mit der ihre Betriebsräte jeden Gedanken an modischen Fortschritt von sich wiesen.

**J**ustizpalastbrand: Die kollektive Unmutsäußerung über das skandalöse Gerichtsurteil von Schattendorf mündete am 15. Juli 1927 in ein Blutbad mit 94 Toten, in der überwiegenden Mehrzahl unbewaffnete Demonstranten. Es war Karl Kraus, Herausgeber der *Fackel*, der daraufhin den bürgerlichen Polizeipräsidenten Johann Schober als Verantwortlichen des Exekutiveinsatzes via Plakat zum Rücktritt aufforderte.

**K**ruckenkreuz: Das Krucken- oder „Hammerkreuz“ gehörte zu den Einführungen, mit denen die austrofascistische „Vaterländische Front“ von 1934 bis 1938 auch grafisch ihre Eigenständigkeit gegenüber Hitler-Deutschland unter Beweis stellte.

**L**ucona: Der gleichnamige Frachter lief, mit einer Aufbereitungsanlage für Uranerz beladen, nach einer Explosion 1977 im Indischen Ozean auf Grund. Der findige Ex-Hofzuckerbäcker Udo Proksch hatte die Havarie des Schiffs planmäßig herbeigeführt. Sechs Menschen kamen bei dem Unglück ums Leben. Bei der Klärung der politischen Verantwortung wurde ein bis in die Spitzen des Staates reichendes Netz von Proksch-Sympathisanten aufgedeckt.

**M**asse: Soziale Verdichtungsphänomene besaßen in Zeiten wie Elias Canetti aufmerksame Beobachter. Der Schrei der Masse drang dem späteren Literaturnobelpreisträger angeblich aus Anlass eines Rapid-Heimspiels in die Ohren. Österreichs Schockerfahrung von 1918 bestand in der Verkleinerung über Nacht. Ab dann grübelten heimische Intellektuelle eingehend über die Krise der Repräsentation nach.

**N**ächtigungszahlen: Trotz Euro besteht die alleingültige Landeswährung in der jährlichen Nächtigungszahl. Aus ihrer Kurssteigerung schöpfen die Österreicher Zuversicht. Jahr für Jahr nächtigen mehr Gäste. Noch in den 1970ern lockten besonders abgelegene Pensionen mit der freundlichen Inaussichtstellung von „Fließwasser“.

**O**lympia: An der Zahl errungener Winterspielmedaillen soll sich das heimische Selbstbewusstsein laben. Besonders wund reagiert die „österreichische Seele“ (Erwin Ringel) auf den Ausschluss eines möglichen „Medaillenwärter“ von Olympia. Karl Schranz widerfuhr eine derartige Schmach 1972. Prompt wurde ihm auf dem Wiener Ballhausplatz von den Massen gehuldigt.

**P**rälät: Einer der wichtigsten Politiker der Ersten Republik war Priester. Ignaz Seipel leitete diverse Regierungen in den 1920ern. Er diente als christlichsozialer Verbindungsmann zu den Deutschen. Als Krebsübel galt ihm die „Parteiherrschaft“. Als „Prälät ohne Milde“ geißelten ihn die Sozialdemokraten, als er für die Opfer der Unruhen von 1927 keine Empathie erbrachte.

**Q**uasi: Die Wirkung des unerreicht gebliebenen Österreicher-Darstellers Helmut Qualtinger (1928–1986) beruht auf der Offenlegung der Wundstellen, die das Ösi-Ego jucken. Qualtinger („Quasi“) erwies triumphal die Fähigkeit des Österreichers, sich jeweils nach Erfordernis nach allen Seiten zu verbiegen und dennoch ganz bei sich zu sein. Der Codename dafür: „Herr Karl“.



Verbog sich nach allen Seiten: „Der Herr Karl“ (Helmut Qualtinger).

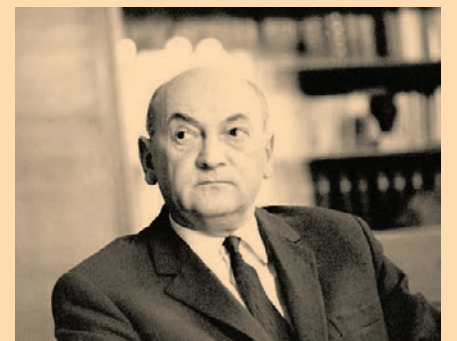
Foto: Picturedesk

**R**apid: Der mit Abstand populärste heimische Fußballklub ist in Wien-Hütteldorf beheimatet. Die religiöse Inbrunst, mit der ihn Massen von Fußballfreunden verehren, paart sich mit der sportlichen Besinnung auf proletarisch konnotierte Tugenden wie Fleiß, Aufopferung, Verbissenheit. Nicht verschwiegen seien die Auswüchse einer „Fan-Kultur“, die mit Fanatismus wettzumachen sucht, was ihr an internationalem Format fehlt.

**S**ozialpartner: Die heimische Gepflogenheit, die Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Wege partnerschaftlicher Verhandlungen miteinander abzugleichen, galt lange als

vorbildlicher Weg zur Konfliktbereinigung. Dieser Tage scheint das Modell der Konfliktentschärfung aus der Mode. Man rührt am Gebot der Pflichtmitgliedschaft in den Interessenverbänden. Die Bereitschaft, Kompromisse anzubahnen, verdankt sich den Erfahrungen in der Ersten Republik.

**T**ourismus: Geht es den Hotelpächtern in Westösterreich gut, geht es allen gut. Leider wollen viel zu wenige Köche frischen Kaiserschmarren aus den Tiroler Pfannen kratzen.



Suchte den sozialen Ausgleich: Anton Benya, Präsident des ÖGB.

Foto: Picturedesk

**U**ngargassenland: Hinter diesem geheimnisvoll tönenden Wortgebilde verbirgt sich die Stadtlandschaft, die Ingeborg Bachmann in ihrem Roman *Malina* beschrieb. Bachmann bewohnte die Gegend im dritten Wiener Gemeindebezirk von 1946 bis 1953. Hinter den sachlich anmutenden Straßenzügen lauert die finstere Übermacht von Männern mit gestriger Gesinnung.

**V**ollbeschäftigung: Die Erfahrung der Massenarbeitslosigkeit in den 1930er-Jahren riss Bundeskanzler Bruno Kreisky (SPÖ) zu der Bemerkung hin, ein paar Milliarden Schilling Staatsschulden würden ihm weniger schlaflose Nächte bereiten als ein paar Hunderttausend Arbeitslose.

**W**underteam: Mit der Perfektionierung des „Scheiberspiels“, des trickreichen Wechsels von kurzen Pässen, gelang der heimischen Fußballnationalmannschaft Anfang der 1930er eine beispiellose Siegesserie gegen übermächtige Gegner. Der „Schmäh“ wurde fortan zur spezifisch österreichischen Form der Wirklichkeitsbewältigung. Wenn man auch keine Chance hat: Ein bisschen was geht dennoch.

**X**: „X“ wie „Unentschieden“ meint nicht nur im Fußballsport die (zumeist gerechte) Punkteteilung. Der heimischen Equipe gelang bei der Fußball-WM 1982 das Kunststück, mit der Bundesrepublik Deutschland einen informell wirksamen „Nichtangriffspakt“ zu schließen. Die Heimischen verloren knapp und waren dadurch, so wie der Gegner, eine Runde weiter. Die „Schande“ von Gijon wirkte wie ein Unentschieden, bedeutete sportlich einen Sieg und war moralisch eine Niederlage.

**Y**bbs-Persenbeug: Das Anzapfen von Wasseradern wie der Donau zur Gewinnung „sauberen“ Stroms gehört zu den Beweisen, dass ein kleines Land wie Österreich – arm an Bodenschätzen, reich an Gehirnschmalz – energiepolitisch auf eigenen Beinen stehen kann.

**Z**wentendorf: Die Absage an die Segnungen des Atomstroms erwies zum ersten Mal die plebiszitäre Macht des heimischen Staatsvolks.

# Ein Ort Schrumpt

Die Gemeinde Bad Großpertholz im westlichen Waldviertel hatte einst mehr als 3000 Einwohner – heute sind es nur noch 1300.

In der Region fehlen Arbeitsplätze, die öffentliche Verkehrsanbindung ist schlecht. Die Bewohner hoffen auf einen Investor, der Bürgermeister auf wirtschaftlichen Aufschwung. Ein Lokalausgang.

REPORTAGE: *Bernadette Redl*



Foto: Christian Fischer

Bad Großpertholz Downtown: Kirche, Wirtshaus, Gemeindeamt – das Zentrum war einst ein belebter Ort. Heute ist es ruhig auf den Straßen, über die Jahre haben viele Geschäfte zugesperrt.



LANDFAHRT  
Ö100

Wer Franz und Elisabeth Kitzler im Winter besuchen möchte, muss sich gut vorbereiten. Und zwar für die Anfahrt, denn um zu ihrem Haus zu kommen, müssen Besucher erst eine steile Straße bezwingen. Bei Neuschnee keine einfache Angelegenheit. „Es schneit gerade ziemlich stark, da nehmt ihr besser den anderen Weg über Rindlberg“, empfiehlt Kitzler am Telefon. Aber auch auf der Ausweichstrecke ist nicht gestreut, der nasse Schnee lässt die Autoreifen schwimmen.

Mit ausreichend Schwung klappt es dann doch: angekommen im kleinen Ort Reichenau am Freiwald im westlichen Waldviertel – mit 25 Minuten Verspätung. Der Hausherr steht schon vor der Tür mit seinen Hausschuhen im Schnee und empfängt den Besucher. In der Stube wartet seine Frau Elisabeth, mit der er seit 60 Jahren verheiratet ist.

Einst war Kitzler hier Bürgermeister, damals als Reichenau – sechs Kilometer Luftlinie von der tschechischen Grenze entfernt – noch eine eigene Gemeinde war. „300 Menschen haben hier früher gelebt, jetzt sind es nicht einmal mehr 100.“ 1971 wurde der Ort daher eingemeindet und gehört seither zum vier Kilometer entfernten Bad Großpertholz. Auch Pertholz, wie der Ort hier genannt wird, ist es ähnlich ergangen: 1869 hatte die Gemeinde 3009 Einwohner, 2017 waren es nur noch 1373. Alleine in den letzten zehn Jahren ist die Bevölkerungszahl um 11,7 Prozent zurückgegangen.

„Die Jungen werden immer weniger, die Älten sterben aus“, sagt Kitzler. Früher habe es in jedem Ort in der Gegend eine Schule gegeben, heute läuft der Betrieb der Volksschule nur gemeinsam mit einem Nachbarort und „die Neue Mittelschule zittert auch schon“, sagt Kitzler, der 1967 den Wintersportverein seines Heimatortes gegründet hat und vor allem bedauert, dass den Vereinen nach und nach der Nachwuchs fehlt.

Dass die jungen Menschen wegziehen, dafür haben hier dennoch alle Verständnis. „Was sollen sie denn auch tun?“, fragt Franz Kitzlers gleichnamiger Sohn, der direkt in Bad Großpertholz lebt. Arbeitsplätze gebe es in der Region einfach zu wenige und so müsste man sich entscheiden: Entweder hier leben und jeden Tag pendeln – etwa 45 Minuten sind es mit dem Auto nach Linz. Oder gleich umziehen. Viele entscheiden sich für Letzteres.

#### Von 400 auf sechs

Früher war das anders, erzählt Franz Kitzler Senior. Die Region habe von Land- und vor allem von Forstwirtschaft gelebt. Kitzler selbst hat bis zur Schließung des Betriebs 1978 in einem Sägewerk in der Nähe gearbeitet. Er erinnert sich an eine Weihnachtsfeier der örtlichen Forste, zu der 1952 mehr als 400 Mitarbeiter eingeladen waren. „Mit der Modernisierung sind es immer weniger geworden, das Holz schneidet jetzt die Maschine“, sagt er. Im ganzen, etwa 4800 Hektar großen Forst arbeiten heute nur noch sechs Holzarbeiter.

Ganze Holzhauerortschaften habe es damals gegeben, „die wurden alle zugesperrt“, erzählt Kitzler. Tatsächlich liegen rund um Bad Großpertholz Orte wie Christinaberg, Hirschenstein und Ehrenreithal, die allesamt unbewohnt sind. Nur einzelne Gebäude und Reste alter Grundmauern weisen darauf hin, dass hier einmal Menschen gelebt haben.

Wie ausgestorben – so fühlen sich manche Tage auch im Zentrum von Pertholz an, erzählt die energische Wirtin Helga Bauer, die gemeinsam mit ihrer Familie eine Fleischerei und das Gasthaus Nordwaldhof führt, in dem auch die Kitzlers regelmäßig einkehren. „Da draußen ist es an manchen Ta-

## 3009

### Einwohner hatte Bad Großpertholz im Jahr 1869

gen ganz ruhig“, sagt sie, während sie mit einer Schürze bekleidet an einem Tisch in der Gaststube sitzt.

Viele Wohnhäuser im Zentrum stehen leer oder sind nur am Wochenende bewohnt, viele Geschäfte haben über die Jahre zugesperrt, erinnern sich die Kitzlers, zuletzt die Außenstelle der Sparkasse. Im Schaufenster hängt ein Plakat mit dem Hinweis: „Wir sind übersiedelt.“ Franz Kitzler sagt: „Die Post haben sie uns ganz genommen, die Raiffeisenbank ist nur noch stundenweise besetzt.“

Wie es einem kleiner werdenden Ort geht, weiß auch Raumplanerin Gerlind Weber, die sich seit zehn Jahren mit dem Phänomen der Schrumpfung beschäftigt und auch im Waldviertel schon ge-

Vor allem in puncto Mobilität geht es darum, sich zu organisieren, weiß Wirtin Helga Bauer. „Die Busverbindungen sind nicht ausreichend. Viele, vor allem ältere Leute, wissen daher, wann die Nachbarn in den Ort fahren, oder der Mann, der für Essen auf Rädern ausliefert, unterwegs ist, und fahren dort mit.“ Bauers Tochter Katharina geht in Krems in die Schule, sie fährt sonntagabends meist mit Wirtshaussgästen mit, die sowieso nach Wien unterwegs sind. „Und wenn wir am Wochenende in die Disco fahren, wechseln sich die Mütter ab mit dem Taxi spielen“, sagt Katharina Bauer.

Zumindest am Wochenende ist auch in Pertholz was los. „Das Leben startet am Freitagmittag und hört am Sonntagabend wieder auf“, sagt Franz Kitzler jun. und meint damit, dass man während der Woche – abgesehen vom Pensionistenstammtisch – kaum Menschen auf der Straße sieht. Am Wochenende hingegen sind die drei Wirtshäuser voll.

Die mangelnde Verkehrsbindung ist auch sonntags am Stammtisch im Gasthaus Hahn-Buam-Hof Thema. Am Tisch vor dem Kachelofen wird gelacht, diskutiert, gesungen und getrunken.

fung, weiß Raumplanerin Weber. „Auf rückläufige Entwicklungen wird stets mit Wachstum reagiert. Entscheidungsträger haben andernfalls Angst, als Versager wahrgenommen zu werden, und sind auf Wachsen konditioniert“, sagt sie. Das helfe, so hoffen sie, der Wirtschaft auf die Sprünge.

#### Wirtschaftsfaktor Kurhaus

Tragende Säule der Pertholzer Wirtschaft ist das Kurhotel Moorbad, das auf Erkrankungen des Stütz- und Bewegungsapparates spezialisiert ist. 60 Mitarbeiter sind im Betrieb beschäftigt, sagt Bürgermeister Klaus Tannhäuser – der selbst dort arbeitet. Es habe in den letzten Jahren immer eine gute Auslastung gehabt, sagt er, aktuell wird es um 3,5 Millionen Euro modernisiert. Andere Töne sind hingegen am Sonntagnachmittag beim Seniorentanz mit Livemusik im Hahn-Buam-Hof zu hören. „Das Kurhaus ist ein Auslaufmodell, obwohl so viel dran hängt“, erzählt eine Frau. Mit der Investition wolle man es wieder zum Laufen bringen.

Insgesamt ist beim Tanznachmittag, bei dem auch der Wirt gelegentlich ein Lied für seine Gäste singt, die Zuversicht, wenn es

denn noch zu uns?“ Weber weiß, dass viel Kreativität und Tatkraft verloren geht, wenn gut ausgebildete, junge Menschen weggehen und alte zurückbleiben: „Das ändert die Atmosphäre enorm.“

Um der Region den sehnlich herbeigewünschten Aufschwung zu bringen, wünscht man sich am sonntäglichen Stammtisch einen Betrieb mit 500 Arbeitsplätzen herbei und einen Geldgeber, der das realisiert. Auch dieses Phänomen kennt Weber: Kleine Gemeinden würden es oft ablehnen, etwas selbst in die Hand zu nehmen. „Sie hoffen auf einen Investor oder das Land – eine ‚große‘ Lösung, die sie retten kommt.“ Dabei könnten auch viele kleine Leute mit kleinen Schritten die Welt verändern.

Die Pertholzer wissen teilweise aber durchaus, dass man auch an sich selbst arbeiten muss – etwa um mehr Touristen in die Region zu locken. „Wir Waldviertler sind oft sehr verschlossen und wenig optimistisch, das schreckt Besucher ab“, sagt einer der Männer der Stammtischrunde. In klassischen Touristenregionen im Westen Österreichs seien alle gleich per Du und viel herzlicher.

Versuche, die Region attraktiver zu machen und Betriebe anzulocken, hat es in der Vergangenheit immer wieder gegeben, die meisten seien jedoch gescheitert. Warum? Dafür kennt jeder im Ort andere Gründe. Ein Gesundheitshotel, das ein russischer Investor realisieren wollte, sei nicht umgesetzt worden, weil einige Bewohner ein erhöhtes Verkehrsaufkommen befürchteten. Die Ansiedlung von Unternehmen sei verhindert worden, weil ein Großunternehmer Angst hatte, seine Mitarbeiter zu verlieren, oder der damalige ÖVP-Bürgermeister nicht wollte, dass zu viele Arbeiter in die Region kommen, die dann „rot“ wählen könnten.

#### Infrastruktur ausbauen

Heute jedenfalls sei das anders, versichert der Bürgermeister. „Wir versuchen, Betriebsgebiete zu ermöglichen und tun alles, was wir an Flächenwidmung zu bieten haben, um Ansiedlungen zu fördern.“ Auch ein weiterer Ausbau der Infrastruktur sei geplant. Doch großzügig Bauland auszuweisen und Angebot für Neubau zu schaffen, „obwohl im Ort oft dutzende Häuser leer stehen“, sei ein Rezept, das nachweislich nicht funktioniert – „trotzdem nehmen Arbeitsplätze und Bevölkerungszahlen ab“, sagt Raumplanerin Weber.

Und wie sollen Gemeinden nun mit Schrumpfung umgehen? Weber rät: Zuerst müsse ihnen klar werden, dass Lebensqualität nicht automatisch mit wirtschaftlichem Wachstum steigt. Nur so könne man sich auf Schrumpfung vorbereiten, sie bewusst gestalten und die Chancen, die das Wenigerwerden bietet, erkennen. Dass es Vorteile gibt, zeigt ein Beispiel, das Weber aus Kärnten kennt. Dort verzichtet eine Gemeinde zugunsten einer anderen darauf, einen Kindergarten zu führen. Das Ergebnis: Ein großes Angebot mit Nachmittagsbetreuung – ein Komfort, den es sonst nur im städtischen Raum gibt. Webers konkretes Rezept: Betriebe aktiv anwerben, Kooperationen belohnen, Orte für junge interessanter machen, innovative, selbstorganisierte und unkonventionelle Projekte zulassen: „Die Letzten von heute können die Ersten von morgen sein.“

Was die Abwanderung in Pertholz betrifft, ist Bürgermeister Tannhäuser jedenfalls zuversichtlich. „Seit einiger Zeit sind wir auf null“, sagt er und meint: Die Menschen werden nicht mehr, zumindest aber auch nicht weniger. Aufgeschlossen für neue Bewohner ist man jedenfalls. Franz Kitzler jun.: „Wir hoffen immer noch auf ein paar Flüchtlinge, dann könnten wir den Ort wieder bevölkern.“



Franz und Elisabeth Kitzler verstehen, warum viele junge Menschen die Region verlassen. Es fehlen vor allem Arbeitsplätze, das bestätigen auch die Besucher des sonntäglichen Tanznachmittags.

forscht hat. „Weil es oft ein moderates Siedlungswachstum gibt, werden Niedergangerscheinungen, etwa auch das Ende der Nahversorgung, nicht wahrgenommen. Sie treten oft sehr spät auf, irgendwann ist dann der Gebäudeleerstand nicht mehr zu übersehen“, erklärt Weber. In vielen Gemeinden beherrsche man die Entwicklung auf der grünen Wiese perfekt, verfüge aber nicht über das Know-how, einen Ortskern wieder auf die Beine zu stellen.

#### Versorgung optimieren

Und dennoch: Was man zum Leben braucht, bekommt man im Ort, sagt Franz Kitzler jun. über Pertholz. Das letzte Kaufhaus des Ortes führt die wichtigsten Lebensmittel und „besorgt alles, was benötigt wird – auch mal Bettwäsche.“ Die Bäckerei liefert in die umliegenden Orte und bringt auf Bestellung auch Milch, Butter und andere Produkte mit. Lediglich die Tankstelle hat schon vor langer Zeit zugesperrt, für Treibstoff müssen die Bewohner deshalb in die nächstgrößere Stadt – nach Weitra – fahren. „Dann kaufen viele natürlich auch gleich dort ein“, sagt Franz Kitzler.

Zwei der Männer brennen in ihrer Freizeit Schnaps und bringen ihn wöchentlich zum Fröschoppen mit. „Der Wirt ist einverstanden, solange wir bei ihm Wein und Bier bestellen“, erklärt einer. Dass das Geschäft läuft, dafür sorgt die Wirtin selbst. Regelmäßig kommt sie zum Tisch und fragt: „Sind meine Männer eh zufrieden?“

„Wir brauchen eine zeitgemäße Infrastruktur, nur so können Betriebe überleben“, fordert einer in der Runde. Enttäuscht ist man von der Politik: „Erwin Pröll hat einmal gesagt, das Waldviertel sei ihm zu wertvoll für eine Autobahn – das ist kurzsichtig“, heißt es. Man habe der Region nie die Chance gegeben, etwas aus sich zu machen. Dass sich daran nichts ändern wird, glaubt Franz Kitzler jun.: „Man muss hier oft große Umwege fahren, weil die Straßen in einem schlechten Zustand sind. Da gibt es Aufholbedarf, aber das wird jetzt auch nicht mehr passieren, wo immer weniger Menschen hier wohnen. Und dass wir wieder mehr werden, ist vollkommen illusorisch.“

Straßen und Gebäude neu zu bauen ist in ländlichen Regionen meist die Antwort auf Schrump-

um die Zukunft des Ortes geht, nicht sehr groß. „Bald schütten sie uns zu“, sagt eine Besucherin, die sich nicht vorstellen kann, was der Ort ohne die wöchentliche Tanzveranstaltung wäre – „dann könnten wir hier gar nicht mehr fortgehen in unsere Seniorendisco“, sagt sie wehmütig.

„Schrumpfung gilt immer als Versagen, es klingt für viele nach Aufgeben und aktiver Sterbebegleitung“, sagt die Raumplanerin. Die Menschen erleben weit mehr Begräbnisse als Geburten. Oft sei fast schon eine psychologische Betreuung notwendig. „Die Selbsteinschätzung in diesen Gemeinden ist oft ganz negativ, die Menschen fragen sich: ‚Wer will

## 1373

### Einwohner hatte Bad Großpertholz im Jahr 2017

# Das Jahrhundert-rätsel

DER STANDARD  
Unter allen richtigen Antworten verlosen wir ein 6 Monate STANDARD-Abo inkl. Goodie-Bag  
JETZT MITMACHEN UND GEWINNEN!

Von Politik bis Popkultur, von 1918 bis heute, von kinderleicht bis sauschwer: in elf Fragen quer durchs österreichische Jahrhundert. Rätseln Sie mit! Und falls Sie zu kiefeln haben: Am kommenden Samstag (3. Februar) gibt es ein paar Hinweise für besonders knifflige Fragen, und am 10. Februar folgt die Lösung.

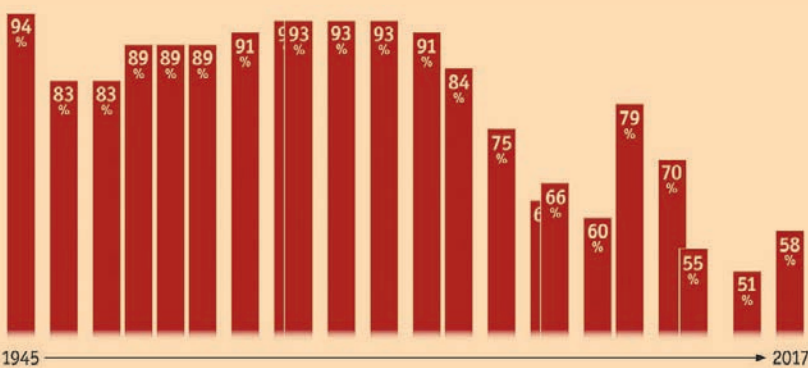
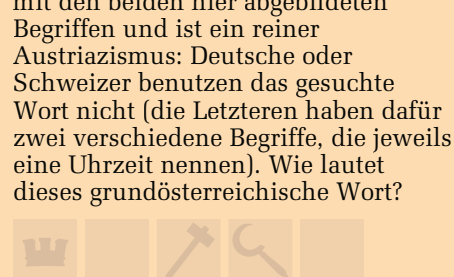
RÄTSEL: Oliver Rezac



**1** Das Logo dieser Quizshow haben wir (bis auf die beiden „o“) herausgeschnitten. Sie lief in den frühen 1990er-Jahren im ORF, und das Merkwürdigste daran war der Moderator: Jahrelang war diskutiert worden, ob so einer überhaupt das Land betreten dürfe – nun präsentierte der junge Mann sogar ein Quiz, und zwar zu dem Zweck, ins Parlament gewählt zu werden. Das räumte er später ebenso ein wie den Umstand, dass er seinen eigenen Namen nicht genau weiß. Unter welchem Nachnamen ist er jedenfalls bekannt?



**3** Auch wenn die Minderheitensprachen oft Streitthema waren: Ein Wort gibt es, das aus dem Slowenischen stammt und heute so selbstverständlicher Teil des österreichischen Vokabulars geworden ist, dass auch jeder Ortstafelstürmer es gern verwendet. Es bezeichnet eine Form der Energiezufuhr, passt in eine Reihe mit den beiden hier abgebildeten Begriffen und ist ein reiner Austriazismus: Deutsche oder Schweizer benutzen das gesuchte Wort nicht (die Letzteren haben dafür zwei verschiedene Begriffe, die jeweils eine Uhrzeit nennen). Wie lautet dieses grundösterreichische Wort?

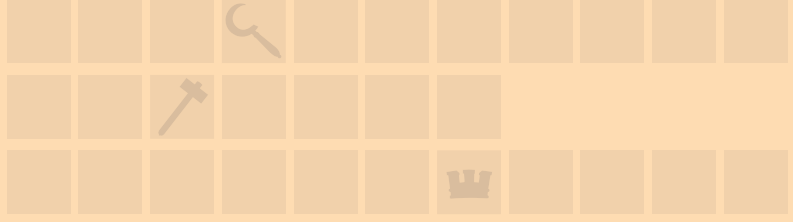


**5** Jahrzehntlang waren die Werte kolossal, doch in den Achtzigerjahren begann der Abstieg (mit nur zwei nennenswerten Ausreißern kurz nach der Jahrtausendwende). Die beiden Beteiligten, deren Zahlen hier dargestellt sind, einigten sich hinterher meist auf das (zumindest in ihren Augen) Bewährte – insgesamt 13-mal, das ist europaweit rekordverdächtig. Wie nennt man ihre Übereinkunft landläufig?



§ 64.  
(1) *Frü Feurna dun Mernän dißn nervigebade-fifcher Wulcerhptak uz wannerdev.*

**2** Heute gäbe das einen Aufschrei, doch während der Ersten Republik stand es tatsächlich mal so in dem Gesetz, das den Ablauf der Nationalratswahl regelt – wir haben bloß die Buchstaben in jedem Wort durcheinandergebracht. Wie lauten die beiden längsten Wörter richtig?



**4** In einem Teil Österreichs, dessen Name vom hier dargestellten Gegenpapst herrührt, kam eine nichtstaatliche Einrichtung ins Gerede. Der Anlass waren Abbildungen, die teils Strafbares, teils lediglich sehr Menschliches zeigten: Die vielleicht bekannteste zeigt zwei Küssende vor einer Bücherwand. Derlei innige Szenen wollte Seine Exzellenz aber keinesfalls als das gedeutet wissen, wonach es aussah – also belegte er das Treiben mit einer Bezeichnung, die bald darauf zu einem Vorgänger sowohl des Analogkäses als auch des Komasaufens wurde. Wie lautete sie?



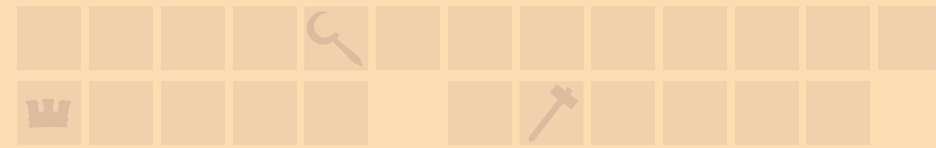
**6** Eigentlich begann die Massenhysterie schon Tage vor seiner Ankunft: Es kam zu Brandstiftung und Morddrohungen, sogar im Parlament wurde er Thema. Und dann, nach einer Woche, kam er persönlich. Über 80.000 Österreicherinnen und Österreicher waren gekommen, um ihm zuzujubeln, der Fahrzeugkolonne zu winken, vielleicht sogar seine Hand zu berühren, wenn er sich aus dem Dachfenster des Wagens beugte. Schließlich der Auftritt auf dem Balkon: Im Hintergrund der Heldenplatz, davor die Zehntausend, die ihrem Helden zujubelten. Nicht wenige Beobachter fühlten sich an 1938 erinnert. Dabei war es 1972. Und alles bloß, weil er in Japan nicht seine Arbeit hatte verrichten dürfen. In welcher Stadt hätte es sein sollen?



**7** Diese Sechserreihe folgt einem bestimmten Schema, das heute zwar nicht mehr gültig ist, erwachsenen Österreichern aber noch ganz geläufig sein dürfte, minderjährigen eher nicht. In der Lücke fehlt das Werk eines Ritters. Wie hieß er?

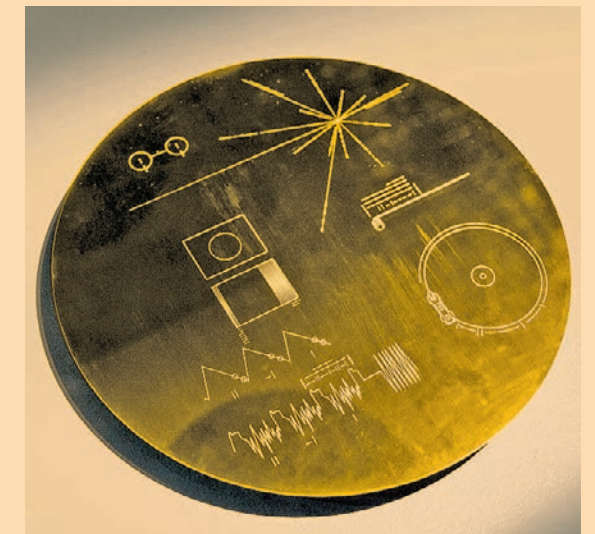


**8** Da dieses Foto 1925 aufgenommen wurde, erwischen wir den Herrn mit dem Fragezeichen gerade während seiner Amtspause: Schon 1926 kehrte er in das Amt zurück, von dem er erst 1924 zurückgetreten war – und von dem man heute kaum glauben mag, dass er es überhaupt je ausüben durfte: Wer beruflich in so einer Aufmachung daherkommt, dem ist die gesuchte Funktion eigentlich untersagt, allerdings erst seit 1933. Die Amtsführung des Gesuchten war so umstritten, dass er noch vor seinem ersten Rücktritt niedergeschossen wurde, eine Kugel traf seine Lunge. Von welchem Amt und welchem Herrn ist die Rede?



Fotos: C. Cramer, Fischer-Verlag, Getty Images (3), Pictaredesk (7), Wikimedia Commons

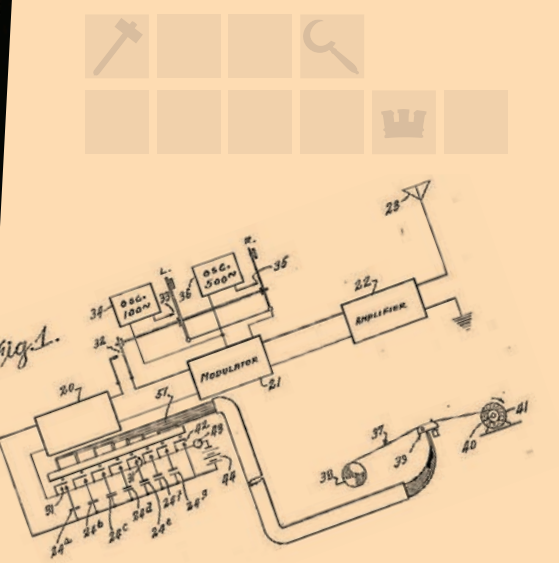
**10** Der Beitritt zur EU kam erst 1995, doch bei einem anderen europäischen Zusammenschluss machte Österreich schon seit 1959 mit und zeigte das auch demonstrativ: Das Emblem der Vereinigung wurde über die Jahre millionenfach gedruckt, bis 1992 konnte man ihm im österreichischen Alltag begegnen. Hier links ist ein Ausschnitt des Emblems zu sehen: Es besteht aus vier Musikinstrumenten, vier Blitzen, einem Kreis mit acht kleineren Kreisen darin – und vier Buchstaben sind auch dabei. Wie lauteten sie?



**9** In dieser Hülle steckt eine Schallplatte, die inzwischen 21.000.000.000 Kilometer von der Erde entfernt ist und Grübe an mögliche außerirdische Empfänger trägt. Als Vertreter der gesamten Menschheit spricht darauf ein Österreicher. Und zwar einer, der so nebulös über seine wahre Vergangenheit Auskunft gab, dass der Bundeskanzler spottete, die erhobenen Vorwürfe träfen nur auf das Nutztier des Gesuchten zu. Wer ist gemeint?



**11** Die Wienerin, die hier so nackt durchs Gebüsch hüpf und damit einen enormen Skandal auslöste, meldete später (zusammen mit einem amerikanischen Komponisten) ein Verfahren zum Patent an, das eigentlich Torpedos zuverlässiger ins Ziel bringen sollte, heute aber in ähnlicher Form für Bluetooth-Verbindungen genutzt wird. Unter welchem Künstlernamen wurde sie weltberühmt?



## So können Sie mitspielen

Wir haben elf Fragen für Sie. Die Felder, in die Sie Ihre Antworten eintragen können, sind schon vorgegeben – in jedes Feld kommt ein Buchstabe (auch ä, ö, ü, ß füllen jeweils nur ein Feld). Bei jeder Antwort sind drei Buchstabenfelder markiert, und zwar mit den Accessoires des Bundesadlers: Sichel, Hammer und Mauerkrone. Jeden Buchstaben, der auf einem Symbolfeld liegt, streichen Sie hier rechts aus dem entsprechenden Kreissegment: Wenn Ihre Antwort auf Frage eins „BEISPIEL“ lautet, dann landet auf dem Sichelfeld ein E, also streichen Sie aus dem Kreissegment mit der Sichel das E heraus. Aus dem Kreissegment mit dem Hammer streichen Sie entsprechend das P und aus dem Mauerkronendrittel das L. Wenn ein

Buchstabe, den Sie streichen wollen, mehrfach in einem Drittel vorkommt, dann beginnen Sie im Uhrzeigersinn und streichen den ersten davon. Am Schluss bleiben 15 Buchstaben übrig. Lesen Sie einmal im Kreis herum, beginnend beim Pfeil: Diese 15 Buchstaben führen Sie zu einem bekannten Text – mit welchem Wort geht er weiter? Dieses ist das Lösungswort. Wenn Sie teilnehmen möchten, geben Sie das Lösungswort bitte bis Freitag, 9. Februar, 12 Uhr auf unserer Website ein: [derStandard.at/oe100raetsel](http://derStandard.at/oe100raetsel). Weil das Rätsel nicht ganz so einfach ist, geben wir am kommenden Wochenende, im STANDARD vom 3. Februar, weitere Hinweise zur Lösung. Am Wochenende darauf bringen wir die Auflösung, also am 10. Februar.

Pro Teilnehmer ist nur eine Lösungseingabe zulässig. Eingabeschluss ist Freitag, 9. Februar, 12 Uhr. Mitarbeiter der STANDARD Verlagsgesellschaft und ihre Angehörigen dürfen nicht teilnehmen. Durch die Teilnahme erklären Sie sich damit einverstanden, dass wir im Gewinnfall Ihren Namen veröffentlichen. Der Rechtsweg und eine Barauszahlung der Gewinne sind ausgeschlossen.

Mit finanzieller Unterstützung von FREYWILLE



The image shows a musical score for two songs. The top staff is for 'I bin dei Apfel, du mei Stamm.' with lyrics 'I bin dei Apfel, du mei Stamm.' and chords G/B, C, 1. C, D, G, D, C. The bottom staff is for 'I am from Austria' with lyrics 'I am from Austria,' and chords G, G/B, C, G/B, G. The text 'Text und Musik: Rainhard Fendrich; Leadsheet: Franz Gratzner' is written vertically on the right side.

# Wo die Schneekanone singt

Das Land der Berge hat nicht nur große Töchter und Söhne. Es ist angeblich auch begnadet für das Schöne. Und es wählt sich seine Hymnen selbst: Zwischen „Schifoan“ und „I am from Austria“ manifestiert sich so ein Lebensgefühl.

BEI DER CHORPROBE: Christian Schachinger

Der derzeitige Vizekanzler der Republik Österreich hat nach seiner Vereidigung versprochen, die Verfassung des Landes, für das er arbeiten soll, in einem seiner nicht wirklich zwingend zentralen Punkte zu beachten. Im Gegensatz zu früheren mannhafte Beteuerungen tut er bei offiziellen Veranstaltungen eines: Er weicht von Volks-Rock-'n'-Roller Andreas Gabalier ab und singt die Bundeshymne nun doch in der neuen Fassung: „Erinnerung ist nur a Reifenspur im Sand...“ Entschuldigung: „Heimat großer Töchter und Söhne / Volk, begnadet für das Schöne...“

Ob diese Fassung auch in die selbst in nicht übertrieben feinfühligem Regierungskreisen zart umstrittenen Liedersammlung einer germano-austriakischen Burschenschaft Eingang finden wird, bleibt fraglich. Sollte das trotzdem einmal der Fall sein, kann man seine eigene Burschenschaft wegen dieses linken Meinungsdiktats ja kurz einmal demonstrativ „ruhen lassen“. Wenn dann Kehraus ist, wird man von der Reinigungskraft eh verlässlich aufgeweckt werden. Ui, wir sind ja laut Verfassungsbogen eine eigene Nation!

„Mutig in die neuen Zeiten / Frei und gläubig sieh uns schreiten / Arbeitsfroh und hoffnungsreich / Einig lass in Brüderchören / Vaterland, dir Treue schwören / Vielgeliebtes Österreich / Vielgeliebtes Österreich.“

Die Zukunft erscheint uns so strahlend, dass wir am besten Sonnenbrillen aufsetzen. Hierzulande, und das ist die Lage des Landes, ging es immer schon berg-

ab. Hoffnungsfroh und arbeitsreich? Die Flagge dieser Nation ist und bleibt rot-weiß-rot. Kleinkariert auf Tisch Tuchgröße. Gut geeignet für eine zünftige Jause darauf im original-alpinen Zirbenstüberl vom in Schwellenländern produzierenden Möbelriesen aus Steueroasen. Im Gegensatz zur Hymne, einem feierlich-getragenen Preislied, das neben den Ländern dieser Welt etwa auch die britische Königin, einen japanischen Mittelklassewagen, den Singkreis Unterprambachkirchen oder Coca-Cola zum Inhalt haben kann, sei an dieser Stelle das Attwenger-Lied *Kaklakariada* erwähnt. Den Text dazu kann man hier nicht abdrucken. Braune Kacke reimt sich darin auf Landesflagge. Man kann das gugeln. Es zählt sich aus.

## Immer wieder Österreich

*Land der Berge, Land am Strome*, so viel steht abseits der Söhnetöchter-Debatte fest, ist nicht die wahre Hymne, mit der wir unsere Heimatverbundenheit bekunden. Nicht einmal der hiesige Fußballer oder Skirennläufer kann sie textlich immer ganz firm und melodiös sicher mitmaulen. Und diese Leute hören die Hymne regelmäßig! Oder zumindest dann, wenn Doppelstaatsbürger Marcel Hirscher mitfährt. Weniger oft gehört: das unterkomplexe *Immer wieder Österreich!*

Das führt zu den wesentlicheren österreichischen Bundeshymnen und weg von unserer Opferrolle. Von wegen: „Hast seit frühen Ahnentagen / Hoher Sendung Last getragen / Vielgeprüftes Österreich / Vielgeprüftes Österreich...“ Apropos *Schifoan*. Neben Georg Dan-

zers und Wolfgang Ambros' Befindlichkeitshymne *AGulasch und a Seidl Bier* („A Gulasch und a Seidl Bier / Das is ein Lebenselixier bei mir / Des taugt ma und wia. / I steh so wahnsinnig auf des / Dass i mas oft in Kreislauf press / Jawohl. Jawohl...“) drückt kaum ein Lied jüngeren Datums das Lebensgefühl der letzten Wohlstandsgeneration derart präzise aus wie *Schifoan*.

Alle, die sich jetzt unter dem Wappentier der Schneekanone bereitmachen, als letzte Profiteure die Früchte eines gesicherten Pensionssystems zu genießen, haben zumindest einmal in ihrem Leben das dieses Land vom Gemüt her konstituierende *Schifoan* von Ambros aus dem Jahr 1977 laut mitgesungen, sei es im Skizirkus von Kitzbühel, auf dem Donauinsselfest oder im Stau vor dem Katschbergertunnel: „Am Freitag auf'd Nocht montier' i die Schi / Auf mei Auto und dann begib i mi / In's Stubaital oder noch Zell am See / Weil durt auf die Berg ob'm ham's immer an leiwaund'n Schnee...“

Auf den Pisten des Kitzbüheler Skigebiets stehen übrigens mehr als 200 Schneekanonen herum. Unsere wunderschöne Natur ist zu unberechenbar. Der Bergsee, auf dem früher Hansi Hinterseer jährlich oben am Hahnenkamm für seine Jünger und nicht mehr ganz so Jungen über das Wasser wandelte, ist künstlich angelegt. Er dient als Munitionslager für die winterlichen Wunderwaffen.

Neben dem obligaten Jägertee als Treibstoff für die Nutznießer des alpinen Artilleriebeschusses wird in dieser inoffiziellen Bundeshymne auch ein weiterer wichtiger Charakterzug erwähnt, das Obezahn. Unten *An der schöne blauen Donau* ist der Dienstag auch noch ein Tag – und die Arbeit rennt einem ja nicht davon. Vor Ostern wird sich das alles sowieso nicht mehr ausgehen: „Am Sonntag auf'd Nacht montier' i die Schi / Auf mei' Auto, aber dann überkomm't's mi / Und i schau' no amoi aufe und denk' ma, aber wo' / I foar' no ned z'Haus i bleib' am Montag a no do.“

Der *Donauwalzer* und das hierzulande wenig bekannte *Edelweiß* aus *The Sound of Music* mögen touristisch nach außen strahlen. Neben *Schifoan* präzisiert aber nur noch ein weiteres inoffizielles Heimatlied der Popkultur unsere geistige Verfassung mehr, als es dem Land der Berge lieb sein kann.

Rainhard Fendrich hat es angesichts der Waldheim-Affäre 1989 geschrieben. Es wurde mehrfach in irgendwelchen Umfragen zum besten österreichischen Song aller Zeiten gewählt. Und ähnlich wie etwa Bruce Springsteens *Born in the USA* fünf Jahre zuvor 1984 wird die zumindest melodiös dem zart-selbstmitleidigen Durchhaltepathos zugeneigte Komposition gern missverstanden. Jeder nimmt immer nur den einen Refrain bewusst wahr („Immer wieder Österreich!“, das Syndrom). Während

der insgesamt nur zwei Strophen macht man sich dann ein Speckbrot und steckt ein rot-weiß-rotes Fahnderl hinein. Rainhard Fendrich kann sich als Vater gegen die oft trotzig-chauvinistische Rezeption von *I am from Austria* nicht wehren. Das Kind geht längst seinen eigenen Weg. Obwohl genaues Hinhören lohnt:

„Dei' hohe Zeit ist lang vorüber / Und auch die Höll' hast hinter dir / Vom Ruhm und Glanz ist wenig über / Sag' mir, wer zieht noch den Hut vor dir / Außer mir / I kenn' die Leut' / I kenn' die Ratten, die Dummheit / die zum Himmel schreit / I steh' zu dir bei Licht und Schatten / jederzeit.“

Gletscher, Eisschmelze ohne Kunstschnee, Apfel, Stamm, alles bekannt. Schließlich reißt der Himmel über dem Großglockner auf und: „So wie dein Wasser talwärts rinnt / unwiderstehlich und so hell / fast wie die Tränen von an Kind / wird auch mein Blut auf einmal schnell / sag' ich am End' der Welt voll Stolz / und wenn ihr a wollt's / auch ganz alla / I am from Austria / I am from Austria.“

Früher ist das Lied immer nach der Wienlandung einer Maschine Niki Laudas gespielt worden, bevor man von Bord hinaus ins vielgeliebte Österreich tanzte. Wieder einmal ist gerade noch einmal alles gutgegangen. Vielgeprüftes Österreich. Das Erste, das einem beim Betreten der Heimat übrigens auffällt: Hier sind alle immer so grantig. Am Schluss der Gegenchor von Thomas Bernhard: „Wenn man die Gemeinheit der Bewohner mit der Schönheit der Landschaft verrechnet, kommt man auf Selbstmord.“



# Frauenwahlrecht zwischen Belohnung und Kampf

Nicht nur die Republik, auch das Frauenwahlrecht wird heuer 100 Jahre alt. Zwar waren vor allem die 1970er-Jahre von Umbrüchen in der Geschlechterhierarchie gekennzeichnet, aber die Wurzeln der rechtlichen Gleichstellung liegen in der Zeit des Zerfalls der Monarchie.

RÜCKSCHAU: Oona Kroisleitner

Es ist das Jahr 1976. Erstmals gilt in Österreich der Grundsatz, dass Mann und Frau in einer Ehe die gleichen Rechte und Pflichten haben. Das am 1. Juli 1975 von der Regierung Kreisky beschlossene Gesetz ersetzt die geltende Familienordnung, in der der Mann „das Haupt der Familie“ war, die Frau ihm Beistand leisten musste und der Mann ein Züchtigungsrecht seiner Familie hatte.

Die Kreiskyjahre waren eine Zeit, in der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse ins Wanken gerieten. Frauen konnten nun entscheiden, welchen Beruf sie ergreifen wollen, und über ihren Körper selbst bestimmen. „Es war relativ einfach in den 1970er-Jahren, weil es damals so klare Diskriminierungen gegeben hat“, sagt Historikerin Gabriella Hauch von der Uni Wien: „Frauen waren in der politischen Öffentlichkeit selten repräsentiert, in der Wirtschaft hatten sie schlechte Aufstiegsmöglichkeiten.“

Doch den Maßnahmen der damaligen SPÖ-Regierung ging ein langer Kampf voraus. Bereits 1925 hatten die sozialdemokratischen Abgeordneten Adelheid Popp und Gabriele Proft einen Initiativantrag zur Reform des Familienrechtes aus dem Jahre 1811 im Sinne der „Gleichstellung der Geschlechter“ im Parlament, eingebracht. Er wurde jedoch nicht einmal im Justizausschuss beraten. „Diese Diskurse kommen immer wieder“, sagt Hauch. Dass es seit 1925 so lange gedauert hat, bis die Debatte wieder aufkam, zeige, „welche Zäsur der Ständestaat und der Nationalsozialismus waren“. Doch auch Popp und Proft waren nicht die Ersten, die sich dem Thema widmeten.

Schon mit dem Zerbrechen der Monarchie und dem Ausruhen der Republik stand das Thema auf der Agenda der Frauenrechtsbewegung. Allerdings wollte man einen „möglichen Kulturkampf zwischen Kirche und Staat vermeiden“, erklärt Juristin Ilse Reiter-Zatloukal vom Institut für Rechts- und Verfassungsgeschichte. Zudem erschien dem Großteil der Gesellschaft die Ungleichbehandlung als gerecht. So konnte der „Patriarchalismus“ des Gesetzes als „wohlwollend“ bezeichnet werden, da „die Herrschaft des Mannes“ in ein „Gewand männlicher Schutz- und Sorgfaltspflichten gehüllt war“, sagt Reiter-Zatloukal. Etwa bei der Frage der Scheidung.

## Vater Kaiser war weg

Für Hauch erklärt sich das Festhalten an Beziehungsordnung durch den „wahnsinnigen Einschnitt“ der Zeit. Die Familie Habsburg hatte über Jahrhunderte hinweg das Land regiert. „Man hatte einen Papa, einen Vater Kaiser, der plötzlich weg war“, sagt Hauch. Für einen gewissen Teil der Bevölkerung öffneten sich neue Türen – für einen anderen war der Umbruch mit Angst und Schrecken verbunden. „Die vaterlose Gesellschaft war damals keine, weil die Männer im Krieg waren, sondern



Postkarte zum Frauenwahlrecht aus dem Jahr 1913.

eine, weil der Kaiser weggebrochen ist.“ Das führte bei vielen zur Perspektivlosigkeit. Die Bevölkerung wusste nicht, wo es mit der Republik hingehet. „Ein Festhalten an bestimmten Machtverhältnissen hat Sicherheit gegeben.“ Die hierarchisch strukturierte Familienform hatte sich trotz der Brüche im 19. und 20. Jahrhundert bewiesen.

Durchgesetzt hatte sich jedoch eine andere frauenpolitische Forderung: Am 12. November 1918 wurde das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht „ohne Unterschied des Geschlechts“ beschlossen.

Es sei nicht mehr „wegzuleugnen“, schreibt Leopold Blasel, Bezirksvorsteher der Wiener Leo-

poldstadt, am 25. Dezember 1917 in der *Neuen Freien Presse*. „Die Frau hat wesentlich dazu beigetragen, den Staat zu erhalten.“ Daher würde man „nicht umhinkönnen, diesen Miterhaltern des Staates das aktive und passive Wahlrecht zu gewähren“, so der Sozialdemokrat.

Eine weitverbreitete Erzählung sei, dass das Frauenwahlrecht „eine Belohnung für das Engagement der Frauen an der Heimatfront war“, sagt Hauch: „Ich würde das klar zurückweisen.“ Frauen erhielten im Krieg nur andere Handlungsspielräume. Die Mehrheit der Frauen hat schon vor dem Krieg gearbeitet. Statistische Zahlen vom Ende des 19. Jahrhunderts zeigen, dass

von 100 Erwerbstätigen 42,9 Prozent weiblich waren, jedoch vor allem in ungelerten Bereichen und auf dem Land. Im Krieg wurden sie in andere Sektoren umgeleitet.

Zentral für die Einführung des Frauenwahlrechts im Herbst 1918 war zudem, dass die Sozialdemokratie das allgemeine und gleiche Wahlrecht seit 1892 in ihrem Parteiprogramm festgeschrieben hatte. „Die Forderung war aber für Victor Adler nicht vorrangig, zuerst müsse das allgemeine und gleiche Männerwahlrecht errungen werden“, sagt Reiter-Zatloukal. Als dies 1907 geschah, brachte es der Frauenwahlrechtsbewegung Auftrieb.

Auch in der christlich sozialen Partei begann das Umdenken. Im Raum stand 1918 der Vorschlag, eine Wahlpflicht für Frauen ein-

zuführen. „Die Sorge der Konservativen war, dass katholische Frauen auf dem Land nicht wählen würden, wenn etwa der Pfarrer nicht will, dass sie zur Wahl gehen“, sagt Hauch.

Im Gegenzug befürchteten die Sozialdemokraten, dass Frauen „zu sehr unter dem Einfluss des Klerus stünden“ und ihnen deshalb ihre Stimme verweigern würden, sagt Reiter-Zatloukal. Als Kompromiss wurde die Frage der Wahlpflicht den Ländern überlassen und in Tirol und Vorarlberg eingeführt.

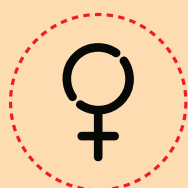
## Mehrheitlich konservativ

Frauen konnten erstmals 1919 an der Wahl zur konstituierenden Nationalversammlung teilnehmen. Ihre Wahlbeteiligung lag mit 82,1 Prozent nur knapp unter jener der Männer mit 87,0 Prozent. 52,2 Prozent der abgegebenen Stimmen kamen von Frauen. Und diese wählten mehrheitlich christlich-sozial. Genaue Zahlen dafür gab es ab 1920: Um das Wahlverhalten besser nachvollziehen zu können, gab es während der gesamten Ersten Republik für Frauen und Männer Wahlkuverts in verschiedenen Farben oder unterschiedliche Wahlurnen. Etwa 40 Prozent wählten 1927 und 1930 sozialdemokratisch, der Rest konservative Parteien. „Nicht übersehen darf man die starken regionalen Unterschiede“, sagt Reiter-Zatloukal. So stimmten in Wien und Kärnten Männer und Frauen zu einem hohen Teil sozialdemokratisch. Während in Tirol und Vorarlberg zwei Drittel der Wählerinnen konservativ votierten.

Die Stimmen der Frauen waren umkämpft. Die Wählerinnen waren für alle Parteien zunächst das politisch „unbekannte Wesen“, allerdings – infolge der zahlreichen Toten des Krieges – klar in der Mehrheit, erklärt Reiter-Zatloukal, aufgrund ihrer hohen Anzahl waren Frauen „sehr attraktiv“ für die Parteien. Da man ihre politischen Präferenzen zunächst nicht einschätzen konnte, versuchte man, ihr Wahlverhalten mittels Wahlwerbung zu beeinflussen. Eigene Broschüren wurden für sie herausgegeben, die erklärten „wie soll die Frau wählen“.

„Dabei fällt auf, dass auf den Plakaten fast nur Männer als politische Akteure zu finden sind. Frauen wurden auf die Rolle der Mutter reduziert.“ Dieses Bild hat sich lange gehalten. „Erst mit der neuen Frauenbewegung begann der lange Abschied von diesem Frauenbild“, sagt die Juristin.

Bis heute hält die Rollenverteilung an. Die Arbeitsteilung in Haushalt und Pflege entspreche trotz formaler Gleichstellung nach wie vor nicht der rechtlichen Situation. „Hier ist Bewusstseinsbildung erforderlich.“ Denn die Inanspruchnahme von Kinderbetreuungszeiten oder die Pflege von Familienmitgliedern bringen noch immer „massive Nachteile in der Einkommens- und Karriereentwicklung“, sagt Reiter-Zatloukal.



FRAUENRECHTE  
Ö100



Im Herbst 1919 hat die Kohlekrise Österreich fest im Griff. Der Rohstoff ist besonders für die Energieversorgung Wiens essenziell. „Das Wiener Elektrizitätswerk bekommt nicht einmal ein Viertel der Kohle, die es braucht. Die Vorräte sind erschöpft“, meldet die *Arbeiter-Zeitung* am Donnerstagmorgen des 18. September.

Die Straßenbahn werde auf Anordnung der Stadtverwaltung den Betrieb bis auf weiteres einstellen. Tausende Arbeiter, Angestellte und Beamte können damit vom Stadtrand aus nur in langen Fußmärschen zu ihren Arbeitsplätzen gelangen. Alle elektrischen Aufzüge Wiens werden stillgelegt. Ausnahmen gibt es nur „unter Vorlage eines ärztlichen Attests“, wie die Zeitung schreibt. Um Kohle zu sparen, müssen zudem Kaffee- und Gasthäuser sowie Gaststube ab acht Uhr abends geschlossen bleiben.

In den Monaten nach Ausrufung der Republik Deutschösterreich im November 1918 beschäftigt Politik, Zeitungen und Bürger kaum ein Thema so intensiv wie der Kohlemangel. Die Menschen frieren in ihren Wohnungen, weil sie nicht heizen können. Im Winter müssen Schulen vorübergehend geschlossen werden. Die Industrie kämpft mit Produktionsstillständen. Auslöser für die Krise ist die neue Grenz-

1918, das Jahr der Grenzziehung, scheint aus heutiger Perspektive wieder interessant zu sein. Seit 1945 rückt Europa wirtschaftlich enger zusammen. Zölle fielen, Hemmnisse für den Kapitalverkehr wurden abgebaut. Global ging die Tendenz in die gleiche Richtung.

Doch das ändert sich. Grenzen feiern ein Comeback in Politik und Wirtschaft. Mit dem Brexit steht der erste Austritt eines EU-Landes bevor. Die Flüchtlingskrise hat dazu geführt, dass Grenzkontrollen in den Schengen-Raum zurückkehrten. In Katalonien und Schottland wird über eine nationale Unabhängigkeit diskutiert. In den USA triumphierte Donald Trump mit dem Versprechen, eine Mauer zu Mexiko zu bauen im Wahlkampf.

Erfahrungen dazu, was geschieht, wenn die Globalisierung rückabgewickelt wird, gibt es kaum, und wenn, dann im Zusammenhang mit dem Kollaps kommunistischer Regime. Das Jahr 1918 liefert Anschauungsmaterial dafür, was passiert, wenn ein kapitalistisches Weltreich kollabiert. Lässt sich daraus etwas für die Zukunft lernen?

seits von Überseeprodukten wie Kautschuk wenig importieren musste, war das neue Österreich auf Einfuhren von Erdöl, Kohle, Leder und Nahrung angewiesen.

Die durch den Krieg aufgeblähte Industrie bedurfte ausländischer Absatzmärkte. Österreich war zunächst der einzige Nachfolgestaat der Monarchie, der seine Grenzen offen hielt. Die übrigen Länder setzten auf Protektionismus. Neben Schutzzöllen wurden Einfuhr- und Ausfuhrverbote in Kraft gesetzt. Devisentransaktionen waren von Genehmigungen abhängig. Ungarn etwa sperrte seinen Markt für vormals aus Österreich importierte Möbel, Schmuck und Spielzeug ganz.

Mit dieser Politik versuchten die neuen Staaten, den nationalen Aufbau zu forcieren, und zwar ungeachtet der unmittelbaren wirtschaftlichen Folgen, so der Historiker Berger. Um die-

Staaten begannen Krone-Scheine abzustempeln und damit für sich zu reklamieren. In Österreich wurde die Inflationspolitik aus dem Ersten Weltkrieg fortgesetzt. Um die schwächelnde Industrie und das Gewerbe zu stützen sowie um soziale Konflikte zu verhindern, druckte die Notenbank in Wien Geld. Die Regierung erhöhte ihre Ausgaben und Defizite. Die Löhne wurden automatisch an die Preissteigerungen angepasst.

Durch diese Politik blieb die Nachfrage der Konsumenten und des Staates stabil. Doch die Ausweitung der Geldmenge bei gleichzeitigen Produktionsproblemen bedeutete, dass

kleinerer Banken, die als Folge von Korruption oder Währungsspekulationen ins Straucheln geraten. Diese Strategie setzt sich fort, bis die CA als Folge der Weltwirtschaftskrise selbst kollabiert und vom Staat ob ihrer Größe für 1,2 Milliarden Schilling aufgefangen werden muss.

Handelskonflikte, Inflation, Bankenkrise: Die Erste Republik versuchte Ant-

# Hoch die Grenzen!

Trump, Brexit und separatistische Bewegungen in Europa: Staatsgrenzen feiern weltweit ein Comeback. Doch der Preis der Abschottung kann hoch sein, wie ein Blick auf die ersten Jahre der jungen Republik Österreich zeigt.

András Szijgyártó

Die Grenzziehungen nach 1918 sind laut Historikern nicht der alleinige Auslöser für die wirtschaftlichen und politischen Turbulenzen der Zwischenkriegszeit. Der Erste Weltkrieg hatte Millionen an Menschenleben gefordert und unglaubliche Ressourcen verschlungen. Die Industriebetriebe in der Monarchie standen 1918 unter militärischer Zwangsverwaltung, produzierten also fast nur für die Rüstungsindustrie. Hinzu kamen ungelöste Konflikte zwischen Kapital und Arbeit, die ideologische Spaltung der Gesellschaft.

Die Grenzziehungen nach 1918 sind laut Historikern nicht der alleinige Auslöser für die wirtschaftlichen und politischen Turbulenzen der Zwischenkriegszeit. Der Erste Weltkrieg hatte Millionen an Menschenleben gefordert und unglaubliche Ressourcen verschlungen. Die Industriebetriebe in der Monarchie standen 1918 unter militärischer Zwangsverwaltung, produzierten also fast nur für die Rüstungsindustrie. Hinzu kamen ungelöste Konflikte zwischen Kapital und Arbeit, die ideologische Spaltung der Gesellschaft.

■ **Rauf mit den Zöllen** Die Art und Weise, wie die Desintegration der Monarchie stattfand, verschlimmerte diese Krisen aber. „Die Trennung wurde nicht einvernehmlich, sondern einseitig durchgeführt“, sagt der Historiker Peter Robert Berger.

Dramatische Auswirkungen hatte dies auf den Handel. Während die Monarchie autark war und ab-

Oft verkomplizierte eine komplexe Gemengelage die Krise. Dass aus der Tschechoslowakei 1919 kaum Kohle nach Österreich kam, geschah nicht nur aus böser Absicht, wie Zeitungen in Wien damals schrieben. Der slowakische Landesteil leide selbst unter einem Mangel. Diese Region wurde vormals von Ungarn beliefert. Diese Transporte standen aber still, weil Ungarn keinen Zugang mehr zu seinen Kohlelagern hatte. Die gehörten nun zu Rumänien, das im Streit um Grenzgebiete einen Exportstopp verfügte.

Polen hätte Österreich Kohle geliefert, hatte aber keine Wagons. Österreich hätte die gehabt, konnte sie aber nicht einsetzen. Man fürchtete, dass die Wagons in der Tschechoslowakei konfisziert würden. Der Fuhrpark aus der Monarchie war noch nicht auf die neuen Staaten aufgeteilt.

■ **1700 Prozent Inflation** Die Abtrennung der Währungsräume verlief chaotisch. Die einzelnen

die Nachfrage nach Waren nicht befriedigt werden konnte. Die Preise stiegen immer schneller. 1922 erreichte die Inflation 1700 Prozent. Eine Währungsreform, ein Sparkurs, Notkredite durch den Völkerbund stabilisierten die Finanzlage Österreichs ab 1923. Als Folge dieser Politik stieg die Arbeitslosigkeit an. Diese Jobkrise wurde in der Aufschwungperiode bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise nicht mehr bewältigt.

■ **Die aufgeblähte Bank** Der Kollaps der Monarchie bedeutete, dass ein Markt mit 55 Millionen Menschen verloren ging. Österreich hatte etwas mehr als sechs Millionen Einwohner.

Unternehmen wurden entlang nationaler Grenzlinien neu aufgestellt. Prominentes Beispiel dafür ist Škoda: Das Industrieunternehmen hatte seine Geschäftsleitung in Wien, verlegte diese aber auf Anordnung aus Prag. Das kostete Wien zusätzlich Arbeitsplätze.

Viele Unternehmen waren schlicht zu groß für die neuen Verhältnisse. Ein gutes Beispiel dafür ist die Creditanstalt (CA), sagt der Wiener Historiker Dieter Stiefel.

Dem Selbstverständnis des Bankmanagements hätte es nicht entsprochen, sich radikal zu verkleinern. Das Kreditinstitut versuchte daher mit aller Kraft, im Geschäft in Osteuropa aktiv zu bleiben. Die Bank wächst nach 1918 sogar weiter, schluckt auf staatliche Anordnung eine Reihe

worten zu finden – nicht immer ohne Erfolg. Nach einer ersten

Periode der Abschottung begann Österreich eine aktive Handelspolitik zu betreiben – die Versorgung mit Kohle und Nahrungsmitteln wurde stabilisiert. Aber die Probleme, insbesondere im Bankensektor, waren ein Keim, der zur Verschärfung der Wirtschaftskrise ab 1929 führte. Die ökonomischen Probleme waren schließlich so tiefgreifend, dass der Glaube, die Krisen mit demokratischen Mitteln lösen zu können, schwand. Bis die Christlich-sozialen das demokratische Experiment beendeten.

Was ist die Lehre daraus? Vom STANDARD befragte Historiker sind sich nicht einig. „Man sieht, dass wirtschaftlicher Nationalismus nicht die Lösung sein kann, wenn eine Großmacht zerfällt“, sagt der Historiker Berger. Lehren für die aktuellen politischen Konfliktlinien vermag er nicht zu erkennen.

Der Münchner Ökonom Gabriel Felbermayr, der intensiv zu Globalisierungsfragen forscht, denkt anders. Kleine, selbstständige Staaten seien wirtschaftlich überlebensfähig. Das Krisenjahr 1918 lehre aber, wie fatal es sein kann, wenn zu einer politischen Grenzziehung plötzlich eine wirtschaftliche hinzukomme. Er glaubt, dass alles davon abhängt, wie die aktuellen Konflikte politisch gemanagt werden, ob es also gelingt, einen ungeordneten Brexit zu verhindern. Anderes Beispiel: Sollte sich Katalonien von Spanien losschlagen, beide Staaten aber eng verflochten bleiben, spreche nichts dagegen, dass dies ein Erfolgsmodell werden kann. Anders wäre das, wenn auf die Unabhängigkeit die harte Abschottung folgt.



Ö100  
Hundert Jahre Republik:  
Österreich neu entdecken.



Rückkehr des Protektionismus? Links: Die britische Premierministerin May besucht eine Fabrik in Stoke-on-Trent. Rechts: Kaiser Franz Joseph zu Gast im Škoda-Werk von Pilsen.

# Der Krieg und die Ballversilberer

Der Krieg wirkte für den Fußball beinahe belebend – gerade in Mitteleuropa. Die Auflösung Kakanien brachte nämlich auch eine Internationalisierung. Für einen kurzen, historischen Moment bildeten Wien, Prag und Budapest gemeinsam die ballesterische Avantgarde.

ESSAY: Wolfgang Weisgram

**M**it dem Fußball hatte Victor Silberer nicht so viel am Hut. Der Fußball hatte sich, als der Sport Silberer zum gemachten Mann gemacht hat, erst seinen Platz zu schaffen gehabt. Der 1846 Geborene war reich geworden durch seine 1880 gegründete *Allgemeine Sport-Zeitung*, die sich selbst rühmte, Kontinentaleuropas größtes Sportblatt zu sein. In der aber lief der Fußballsport – nach einer, aus dem für Silberer weit wichtigeren Pferderennsport bekannten Formulierung – lange Zeit unter „ferner liefen“; mehr Spleen als Geschäftsidee. Ein Spleen mit Pech noch dazu. Ein erstes großes Turnier in Wien wurde zur Feier des 50-jährigen Thronjubiläums Franz Josephs ausgetragen. Am 18. September 1898. Tags zuvor wurde allerdings Kaiserin Elisabeth in die Kapuzinergruft getragen.

## Der Krieg als Schwunggewicht

In den folgenden 40 Jahren sollte sich der Stellenwert des Kickens aber gründlich ändern. Erst allmählich, dann geradezu rasant. 1908 – 60. Thronjubiläum! – tagte schon der Weltverband in Wien. 1911 startete die Meisterschaft. Der Krieg hemmte diese Entwicklung nicht, im Gegenteil. 1914 gab es 14.000 Vereinskicker. 1920 hatte der österreichische Fußballverband 37.000 zu den Akten genommen. Neue Vereine wurden gegründet, Zuschauer stürmten die Spielanlagen. Innerhalb kürzester Zeit war das ein Massenspektakel geworden. Auch ein erster Star war bald gefunden, der Rapid-Spieler Josef Uridil. Dem schrieb 1922 der große Hermann Leopoldi eine Hymne: *Heute spielt der Uridil*.

Dass der Krieg für den Fußball gewirkt hat wie ein Schwunggewicht, darüber ist viel gerätselt worden. Zweifelsohne wurde er schon vor 1914 vom Militär entdeckt.

Die in den Krieg nachrückenden Kaderleute waren schon infiziert gewesen mit dem eher studentischen Virus. Und nun infizierten sie das Fußvolk mit dem Fußball. Heimgekehrt, bildeten sie alle das Reservoir, nicht nur fürs Spielfeld, sondern auch die Tribüne. In Deutschland war das nicht anders. Vorm Krieg, so CDU-Generalsekretär Peter Tauber, der darüber dissertierte, waren 115.000 Kicker organisiert, danach „überschreitet die Mitgliederzahl des DFB die Millionengrenze“.

Im Nachkriegsösterreich und seiner k. u. k. Nachfolgekollegenschaft kam zum Virus noch etwas Spezielles hinzu. Das Pariser Friedensdiktat hatte einen unerwarteten Kollateralsnutzen: die Internationalisierung. Prag, Budapest und Wien rankten sich von Anfang an, eifersüchtig, aneinander hoch. Die alten Netzwerke, die jetzt „internationale Beziehungen“ waren, funktionierten ja noch. Der Fußball atmete so im Neuen noch das Alte. Die Italiener sahen in der tschechischen, ungarischen und österreichischen Spielweise eine einzige: den „calcio danubiano“. Dieser war nun also gewissermaßen jene Musil'sche Parallelaktion – auftrumpfendes 70. Thronjubiläum gegenüber einem bloß 30-jährigen in Berlin –, die sich bekannterweise nicht hat ins Wirkliche wuchten lassen.

## Hauptmann Hugo Meisl

Teamchef Hugo Meisl, ein dekorierter Weltkriegshauptmann, hatte weniger Möglichkeits- als tatkräftigen Wirklichkeitssinn, sodass es diesmal – das Jeiern des Vaters des Manns ohne Eigenschaften verkehrend – so war, dass *wir* das Zündnadelgewehr eingeführt hatten, bevor *sie* an eine Überraschung dachten. 1924 wurde in Wien die erste kontinentaleuropäische Profiligas eingeführt. Prag und Budapest zogen nach. 1927 setzten Meisl und seine Freunde mit der Gründung des Mitropacup-Komitees den ersten Schritt Richtung europäischer Verband. Der Mitropacup war die Kinderstube der Champions League, der Nationencup die für die EM. Begleitet hat diese Entfaltung des postkakanischen Fußballs der englische Fußballlehrer Jimmy Hogan, der 1914 in Wien war, dort als feindlicher Ausländer unter Kuratel gestellt wurde, in Budapest das alte schottische Passspiel zur MTK-Schule veredelte. Gemeinsam mit der Prager „mala ulica“ entstand nach dem Krieg die Wiener Schule des Scheiberlspiels. Der gelehrigste Schüler hieß Matthias Sindelar, ein Ziegelböhm-Secondo, den eine Knieblessur schon 1924 aus der Profi-Bahn geworfen hätte, wäre der Krieg nicht auch ein so guter Lehrer gewesen für die orthopädische Chirurgie.

So aber führte Sindelar die Austria 1933 und 1936 zum Mitropacup-Titel – und machte die Nationalmannschaft zum Wunderteam. Das Praterstadion – der Grundstein wurde zum 10-Jahr-Jubiläum der Republik gelegt – wurde so zu einer nationalen Weihestätte. 1938, als die Schweiz ein nunmehr gesamtdeutsches Team gleich zu Beginn der WM gestoppt hatte, war Sindelar nicht mehr dabei. Er war als Ariseur ins Kaffeesiederfach gewechselt, führte das Café Annahof in Favoriten nun als Café Sindelar. In der Stadt – Zufälle gibt's! – gab es auch einen Annahof. Den hatte 1895 Victor Silberer in der Annagasse bauen lassen. Einen Ballsaal gab's, Theater, Restaurants: ein Palast der Vergnügungen. Dort, Annagasse 3, betrieb eine Camilla Castagnola eine sogenannte Gulaschhütte. In die im Haus auch logierende Kollegin war Sindelar verliebt bis über die Ohren. In der Nacht zum 23. Jänner 1939 taten sie, was Verliebte halt gerne tun. Dabei übersahen sie das aufziehende Tief, merkten nicht den schadhafte Kamin. Das Kohlenmonoxid wäre aber auch bei höherer Aufmerksamkeit nicht zu riechen gewesen. Und so also endete der „calcio danubiano“.

**Ö100**  
Hundert Jahre Republik:  
Österreich neu entdecken.



Foto: Picturedesk

# Auschwitz und der Fall Landbauer

Genau zum Jahrestag der Befreiung des Nazi-Konzentrationslagers in Polen und zum Tag der Gründung der Zweiten Republik müssen wir uns mit ewiggestrigen Geisteshaltungen befassen. Auszug aus einer Rede im Wiener Gemeinderat.

Andreas Mailath-Pokorny

Vor 73 Jahren ist das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau befreit worden. Sie kennen alle die Bilder der ausgemergelten Überlebenden. Es hat einige Zeit gedauert, bis auch wir in Österreich den 27. Jänner als einen Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus begehen konnten. Vor 73 Jahren ist auch die Zweite Republik, nicht allzu weit von hier, im roten Salon des Rathauses gegründet worden. Im Rathaus, weil das Parlament zerstört war. Die Zweite Republik wurde gegründet – so steht es auch in den Gründungsdokumenten – als Antithese zum Nationalsozialismus. Als ein demokratisches Österreich, das sich dem Nationalismus, der für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich war, gegenüberstellt und ihn überwindet.

Wir schreiben das Jahr 2018, und wir müssen uns nun, knapp vor dem Gedenktag von Auschwitz, vor aller Welt mit einem Aufruf zum Massenmord, mit der „lustig“ formulierten Aufforderung zur Fortsetzung des Genozids beschäftigen. Was dabei derzeit besonders beliebt ist, ist der Satz: „Das war ein Missverständnis.“ Wir haben einen Innenminister, der nur aus Missverständnissen besteht. Zuerst war es ein Missverständnis, als er das Wort „konzentrieren“ im Zusammenhang mit Flüchtlingen verwendet hat. Danach war es auch ein Missverständnis, als er gesagt hat, Herr Landbauer wird gerichtlich nicht verfolgt, obwohl Gerichte in Österreich unabhängig sind.

Und wissen Sie, da hilft jetzt tatsächlich nur noch schonungsloses Aufklären, da hilft tatsächlich – und um das werden Sie nicht herumkommen –, dass man jetzt in den letzten Winkel all dieser Burschenschaften hineinschaut, und zwar ganz genau. Die FPÖ-Führungsriege besteht zu 100 Prozent aus „Alemannen“, aus „Marko-Germanen“ und „Vandalen“. Jetzt wird so getan, als wäre das irgendwie ein verirrter Einzelgänger, der da irgendwo in Wiener Neustadt in der Ritterburg irgendein Textbüchlerl liegen hat lassen. Aber nein: Das hat alles System!

Meine Damen und Herren, Sie werden hier in diesem Hohen Haus auch auf die Republik vereidigt. Sie haben immer gefordert, man soll doch über Leitkultur diskutieren. Top, die Wette gilt! Ich bin dafür. Diskutieren wir über Leitkultur. Diskutieren wir öffentlich über Ihren Kulturbegriff. Und

dann können wir öffentlich abhandeln, was Sie da so bei sich in Ihren Buden und auch offensichtlich auf Ihren Webseiten betreiben.

Auf der ersten Seite der Germania Wien ist zu lesen: „Singt das Lied der Nibelungen, nicht von beiden im Verein. Sprecht mit kindlich frommen Zungen, Mutter Donau, Vater Rhein. Hebt die Stirn in edlem Stolze euren nord'schen Brüdern gleich. Ja, aus deutschem Eichenholze sind auch wir in Österreich.“ Kommt Ihnen das bekannt vor? Wird das bei Ihnen so gesungen? Dann hätte ich doch gerne, dass Sie sich ins Fernsehen stellen und das dort auch tun. Und dann werden wir sehen, wie viele Leute sich tatsächlich dem anschließen wollen.

Sie stellen sich hin und sagen, Sie sind für die deutsche Kultur. Aber Sie leisten den Eid auf Österreich! Natürlich, ich weiß, dass Sie damit kein Problem haben, aber vielleicht viele Österreicherinnen und Österreicher schon. Ich weiß auch, dass Sie kein Problem mit der Zeile „Du sollst den Tod nicht scheuen fürs deutsche Vaterland“ haben. Geht's noch?

Dann ist da noch eine andere Burschenschaft, jenseitige Liedtexte sind dort, nämlich bei der Olympia, ebenfalls nichts Neues. Bei einem nationalen Liederabend auf der Bude der Burschenschaft Olympia trat vor

einigen Jahren der deutsche Neonazi Michael Müller, berühmtberühmt für seine Udo-Jürgens-Coverversion, auf. Zitat: „Bei sechs Millionen Juden, da fängt der Spaß an. Bei sechs Millionen Juden ist noch lange nicht Schluss.“ Haben Sie das gehört? Waren Sie dabei? Identifizieren Sie sich damit? Ist das alles auch wieder nur ein Einzelfall von einem Verirrten, der nicht gewusst hat, was er sagt? Ich frage mich: Wo gehören Sie eigentlich hin? Und fühlen Sie sich tatsächlich noch Ihrem Eid verpflichtet?

## Nicht mehr zumutbar

Das ist alles nicht mehr zumutbar. Und den Damen und Herren der ÖVP sage ich noch etwas: Es hat noch nie einen so kurzen Honeymoon einer Regierung gegeben. Es werden sich die Leute diese Ewiggestrigkeit, diese Deutschtümelei, dieses andauernde Ausreden nicht mehr gefallen lassen. Deshalb ist ja auch schon ein Brief von 160 bedeutenden österreichischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftern erschienen. Diese 160 sagen dem Kanzler etwas, was eigent-



Foto: Imago

Das Tor zum Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau: Dort wurden mehr als eine Million Menschen von den Nationalsozialisten und ihren Schergen ermordet.



A. Mailath-Pokorny: Ja, diskutieren wir über Leitkultur.

Foto: APA

lich selbstverständlich ist: Beenden Sie die Zusammenarbeit mit allen Mitgliedern rechtsextremer Burschenschaften. Beenden Sie die Zusammenarbeit mit allen, die Mitglieder rechtsextremer Burschenschaften in Ihren Büros haben. Beenden Sie die Zusammenarbeit mit allen, die in rechtsextremen Medien publizieren und bei rechtsextremen Veranstaltungen auftreten.

Dieses Schauspiel ist beschämend. Es beschämt all diejenigen, die erstens als Jüdinnen und Juden ihre Familien verloren haben. Es beschämt all diejenigen, die flüchten mussten. Es beschämt all diejenigen, die über viele Jahre Aufarbeitung versucht haben. Und zwar Aufarbeitung in dem Sinn, dass sie sich der Verantwortung gestellt haben. Es beschämt all diejenigen, die viel persönliche Arbeit vollbringen. Die Gewissen haben und zeigen. Die so etwas wie politische Verantwortung für unser Land verspüren, nicht Zynismus. Und ich hoffe sehr, es beschämt auch diejenigen innerhalb der ÖVP und die paar innerhalb der FPÖ, die sich im tiefsten inneren Herzen zu distanzieren beginnen. Denen alles unangenehm, zutiefst unangenehm ist.

Es ist Zeit, die Würde dieses Hauses, die Würde dieses Landes, die Würde dieser Stadt ernst zu nehmen, auch ihre Geschichte, und daraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen.

ANDREAS MAILATH-POKORNY (Jahrgang 1959) ist seit 2001 Wiener Kulturstadtrat. Dieser Text ist ein Auszug aus einer Rede, die er am Donnerstagabend im Wiener Gemeinderat gehalten hat.

HANS RAUSCHER

## Eine kurze Geschichte der FPÖ



Die Freiheitliche Partei Österreichs ist eine Gründung von (Ex-)Nazis und kämpft seither mit ihrem demokratischen Selbstverständnis.

Oft vergeblich.

Am Anfang war der „Verband der Unabhängigen“ (VdU). Er wurde 1949 von zwei Rechtsliberalen als Auffangbecken für Ex-Nazis geschaffen. Doch 1956 wurde er durch die weit rechtere Nachfolgepartei, die FPÖ, ersetzt. Erster Parteichef: der verurteilte SS-Brigadeführer (General) Anton Reinthaller. Nächster Chef: der ehemalige SS-Obersturmführer (Oberleutnant) Friedrich Peter. Peter versuchte eine Art demokratische „Läuterung“ und ermöglichte 1970 durch ein Abkommen mit Bruno Kreisky eine SPÖ-Minderheitsregierung, die die Basis für Kreiskys dreimalige absolute Mehrheit war. Schließlich stellte sich aber heraus, dass Peter Mitglied einer Waffen-SS-Einheit war, die 1941 in Russland systematisch Juden ermordete. Er behauptete, weder beteiligt gewesen zu sein noch etwas gewusst zu haben. Ersteres ist unwahrscheinlich, Letzteres unmöglich. Kreisky stellte sich trotzdem hinter ihn und fädelt 1983 eine rot-blaue Koalition unter Fred Sinowatz und dem relativ liberalen Norbert Steger ein.

Steger wurde jedoch 1986 mit der Rückendeckung alter Nazis in der FPÖ durch Jörg Haider gestürzt. Dem Rechtspopulisten Haider gelang es, die FPÖ von einer Fünfprozentpartei letztlich bis zu 27 Prozent (1999) zu führen. Aber er konnte sich ebenfalls nicht vom nationalsozialistischen Subtext lösen. Er lobte unbeherrschbar das Dritte Reich und die Waffen-SS. Seine Ausfälle

gegen „Ausländer“ führten zum Abgang von Heide Schmidt und der Gründung des „Liberalen Forums“.

Dennoch schloss der konservative ÖVP-Chef Wolfgang Schüssel, der die Partnerschaft mit der SPÖ satthatte, 2000 eine Koalition mit Haider. Die erhielt aber durch einen Aufstand der ultrarechten Kräfte („Knittelfeld“) einen ersten Dämpfer. Die FPÖ verlor deshalb bei den Wahlen 2002 massiv. 2005 spaltete Haider die Partei nochmals und gründete das BZÖ. Daraus wurde aber nichts, Strache fuhr mit einem Rechtsaußenkurs Erfolge ein, bis heute auf 26 Prozent.

Das Problem der FPÖ ist seit den Anfangsjahren ihr ungeklärtes Verhältnis zum Nationalsozialismus und Rechtsextremismus. Das bekam auch der jeweilige Koalitionspartner zu spüren. Schüssel weinte fast, als ihm die Nachricht von einem NS-Sager eines drittrangigen FP-Funktionärs die Replik feierte 2005 verpatzte. Strache kann heute einigermaßen glaubhaft machen, dass er den Holocaust wirklich für ein Menschheitsverbrechen hält (bei der Schuld am Zweiten Weltkrieg wurde er zumindest früher schon schwammiger). Aber obwohl ja die „Kriegsgeneration“ längst weg ist, wird die Partei mit stupender Regelmäßigkeit in Sachen Nazismus und Rechtsextremismus auffällig. Zuletzt: Judenvergassungslied in der „Germania“. Bei Strache hängt das damit zusammen, dass unter ihm die Partei von Angehörigen extrem rechter schlagender Burschenschaften dominiert wird.

Die FPÖ hat die ungeklärte Haltung zu Nationalsozialismus und Rechtsextremismus seit ihrer Gründung in ihrer DNA. Sie kann/will sich davon nicht vollständig lösen. Das ist ihr (und unser) Problem. [hans.rauscher@derstandard.at](mailto:hans.rauscher@derstandard.at)



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)



# Euphorie und Ende

Kaiser Karl dachte an einen Separatfrieden – was, verpatzt, zum diplomatischen Desaster der „Sixtus-Affäre“ führte. Leider! So musste Kaiser Karl, um nicht als Lügner dazustehen, jetzt erst recht in Nibelungentreue weiterkämpfen lassen.

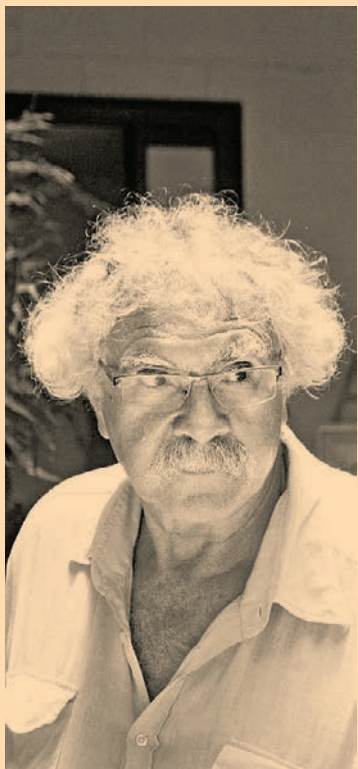
Gerhard Drekonja-Kornat

Zum Jahresbeginn 1918 herrschte unter österreichischen Generalstäblern Euphorie – alle strategischen Kriegsziele waren erreicht! Das zaristische Russland zerfiel und machte die Bolschewiken, erpicht auf Sofortfrieden, Platz; Serbien, Albanien und Montenegro waren besetzt; Rumänien, 1916 vorläufig in den Krieg gegen die Mittelmächte eingetreten, musste um Waffenstillstand und Frieden betteln; und Italien, in der erfolgreichen Durchbruchschlacht von Flitsch-Tolmein gedemütigt, sammelte am Piave-Südufer die Reste seiner zertrümmerten Isonzo-Armee ein. Freilich, nicht alle Erfolge gingen ausschließlich auf das Konto der Österreicher. Ein deutsches militärisches Korsett hatte oft geholfen, was gelegentlich die Österreicher zum Juniorpartner abstufte. Dennoch brachte das Kaiserreich nicht zu unterschätzende Militärhilfe für die Osmanen auf. Diese günstigste strategische Konstellation 1917/18 erscheint umso bemerkenswerter, als die k. u. k. Feldarmee im Herbst 1914 seitens der Russen katastrophale Verluste einstecken musste: „Am Abend tönen die herbstlichen Wälder von tödlichen Waffen“, beginnt Georg Trakl seinen Grotke-Abgesang, bevor sein eigenes Leben verlöscht. Ebenso schlimm: Ein Großteil der adligen Berufs-offiziere war damals entweder gefallen oder in russische Gefangenschaft geraten. Reserveoffiziere – oft bürgerliche Freiwillige – sowie unerschütterliche Unteroffiziere hielten die multiethnischen Streitmacht zusammen.

## Hektisches Requirieren

Anfang 1918 begann ein hektisches Requirieren, genauer: das Ausplündern von Rumänien, der Ukraine sowie von Oberitalien, um Lebensmittel, etwa Weizen oder Fleisch, und Erdöl einzuführen. Zudem erhoffte man das Auffüllen der Heeresstärke dank der Heimkehr einer halben Million Kriegsgefangener aus Russland. Freilich, dies alles kam zu spät, und wenn die Bauern in besetzten Gebieten, denen man das Vieh wegtreiben wollte, mit Mistgabeln oder Jagd-

flinten protestierten, antwortete Österreichs Armee drakonisch. Nach den großen Erzählungen der Feldzüge des Ersten Weltkriegs rückten indes jüngere Historiker nach, welche die interne Lage, insbesondere die katastrophale Ernährungslage in Wien, auskundschafteten. Ein neues Thema war auch die barbarische Disziplinierung nicht nur in der Armee, sondern auch in der Zivilbevölkerung: Aus- und Umsiedeln (vor allem der verachteten Ruthenen), Einsperren, Erschießen, Aufhängen, Würgegalgen – keine Grauslichkeit wurde von der österreichischen Obrigkeit ausgelassen. Mich überraschten die alternativen Historien keineswegs, denn ich hatte schon als Gymnasiast Franz Werfels Kriegsroman *Barbara oder die Frömmigkeit* – heute leider fast vergessen – gelesen, nein verschlungen. Hierin erleidet der übersensible Leutnant Ferdinand alle Schrecken der Disziplinierung in einer Armee, die nicht nur den Feind bekämpft, sondern auch ohne Bedenken die Eigenen, selbst wenn objektiv



Gerhard Drekonja-Kornat: Werfel und der Pazifismus. Foto: privat

schuldlos, fusilieren lässt. Indem Leutnant Ferdinand dem Erschießungpeloton den letzten Befehl verweigert, zeigt er den Weg zum Antihelden auf – ein Grund, um jede Maturaklasse zur Lektüre zu verpflichten: Aber welche Schulklasse liest heute noch einen vierhundertseitigen Werfel-Roman? Pazifistische Literatur hatte 1917/18 keine Chance. Wohl aber dachte Kaiser Karl, seit November 1916 gekrönter Nachfolger von Franz Joseph, an einen Separatfrieden – was, verpatzt, zum diplomatischen Desaster der „Sixtus-Affäre“ führte. Leider! So musste Kaiser Karl, um nicht als Lügner dazustehen, jetzt erst recht in Nibelungentreue weiterkämpfen lassen – was die Euphorie vom Jahreswechsel abrupt dämpfte und rasch zur Zerrüttung im Heer führte. Um Berlin zufriedenzustellen, ließ Karl am 15. Juni 1918 wider alle Logik die von Engländern und Franzosen verstärkten Italiener am Piave angreifen.

## „Szent István“ sinkt

Zur Unterstützung der Landoffensive sollte auch die kaiserliche Marine mit der Beschließung von Venedigs Vorfeldern beitragen. Resultat war der unrühmliche Untergang des von der ungarischen Reichshälfte finanzierten Schlachtschiffs „Szent István“. Chaos regierte. Das kaiserliche Heer löste sich auf. Die Soldaten, nach Sprache und Ethnie solidariert, begannen in anarchischen Haufen nach Hause zu drängen. Alexander Lernet-Holenia hat diesen Untergang in Romanen und Erzählungen – etwa in *Die Standarte* – in melancholischer Eleganz meisterhaft geschildert. Als Fußnote wäre anzumerken, dass die deutsche Armeeführung Wien längst misstraute und im Fall eines Separatfriedens – die Akten belegen es – Österreich blitzartig besetzt hätte. Was im März 1938 ja auch nachgeholt worden ist.

GERHARD DREKONJA-KORNAT (Jahrgang 1939) ist emeritierter Ordinarius für Geschichte an der Uni Wien.

## Ein Seins-Schauspiel

Echte Emotionen aus dem Theater

Martin Kušej



Blicke und Prognosen, die Zukunft betreffend, sind per se sinnlos. Und sollte tatsächlich jemand recht behalten (zum Beispiel: ich), wäre der Ruhm dennoch nicht mehr einzuheimen ... Vogelknochenwerfer, Kaffeesudleser, Wetterfrösche und sonstige Alchimisten der Zukunft ziehen den Profit aus ihrer Scharlatanerie ja immer nur aus dem Verhältnis ihrer Vorhersage zur unmittelbaren Gegenwart. Der Blick auf das Jetzt trübt den Blick auf das, was sein wird. Dadurch wird es zu etwas, was sein sollte. Und umgekehrt. Verwirrend? Ganz klar!

Ich habe absolut keine Ahnung, was im Jahr 2118 im Burgtheater auf dem Spielplan stehen wird! Aber wenn ich wollte, dass sich jetzt schon etwas ändert (und das will ich ausgewiesenermaßen), sehe ich mich zu folgender düsterer Prognose genötigt: In hundert Jahren steht das Burgtheater auf jeden Fall noch! Es wird allerdings ein sehr dunkles, schwarzes Gebäude sein, nur von Kerzen und Kien-

spänen beleuchtet. Karten wird es nur auf dem Schwarzmarkt zu horrend hohen Preisen geben (die staatliche Subvention wurde in den frühen 30er-Jahren komplett abgeschafft), und die Termine für die „Vorstellungen“ werden als Graffiti in Geheimschrift auf die Wände gesprüht werden. Wer es also ins „Theater“ geschafft hat, wird durch geheime Gänge und über nur mehr ahnbare „Feststiegen“ in Räume geführt werden, wo jedem seltsame, fast mikroskopisch kleine Goldfische in die Venen gespritzt werden.

Im Zuschauerraum und in den Logen brennen Holzfeuer, die „Zuschauer“ sind nackt und schwitzen wegen der Hitze und der Droge in ihrem Körper; die Fischlein haben mittlerweile den Weg bis zum Gehirn geschafft. Auf der Bühne stehen: echte Menschen aus Fleisch und Blut! Früher hießen sie „Schauspieler“, aber Texte sprechen und Stücke spielen sie schon lange nicht mehr. Eine Zeitlang hatte man sich noch mit „Performance“ über Wasser gehalten, später, in den 2040er-Jahren, hatte man mit den alten Gladiatorenkämpfen experimentiert, aber da waren die Hologramme dann doch viel schneller und blutrünstiger gewesen. Ein gewisser Martin Kušej hatte es

2041 noch geschafft, das Wagenrennen aus *Ben Hur* mit echten Pferden und Schauspielern im Burgtheater zu inszenieren – das war dann aber auch das Ende der großen Aufführungen gewesen.

Nein, in hundert Jahren werden die „Schauspieler“ auf der Bühne nichts anderes mehr tun als sein! Sie werden zum Beispiel weinen. Ja, sie werden echte Tränen produzieren, weil sie spielen, dass sie traurig sind, dass sie sich freuen, dass sie verliebt sind oder dass ein wichtiger Mensch verstorben ist. Sie werden echte Trauer erzeugen können, viel besser als die Computer und Emotionschips im Gehirn der Zuschauer, deren Funktion durch die kleinen Fische in der Blutbahn außer Kraft gesetzt wurden. Die Darstellerinnen und Darsteller haben alles drauf: Schwitzen, Lachen, Kopulieren, sie können sämtliche Körperflüssigkeiten immer noch erzeugen, ja, es gibt tatsächlich auch Szenen auf Toiletten, denn keiner der Zuschauer hatte je erlebt, dass seine automatisch gesteuerte Verdauung und Entleerung zurück in den Organismus nicht problemlos funktionierte.

## Kostbare Tränen

Die Vorstellungen sind anstrengend und lange. Am Ende gibt es noch lustige „Satyr-Spiele“, denn die beim Lachen erzeugten Tränen sind das Kostbarste und Teuerste, das es noch „leibhaftig“ zu erleben gibt. Schließlich, wenn die Feuer und Kerzen heruntergebrannt sind, gehen alle leise und fast andächtig aus der Dunkelheit wieder nach draußen in die helle schöne, neue Welt.

Österreich wird dann übrigens nur noch eine Provinz in einem „Vižegrad“ genannten Reich sein, das im Südosten Europas liegt. Das „Reich“, zu dem auch die Ukraine, Weißrussland und Kasachstan gehören, hatte sich vom restlichen Europa abgetrennt, weil es seine Energie nach wie vor nur aus fossilen Brennstoffen gewinnen wollte und weiterhin Plastik produzierte. Es wird von einer reichen, elitären und gewaltbereiten Clique regiert, die sich übrigens permanent von Hellsehern und Wahrsagern beraten lässt. Nach außen hat sich das Reich mit einer Art Demarkationslinie aus Beton, Stacheldraht und Minen abgeschottet. An den Grenzen gibt es Lager, in denen ausreisewillige Österreicher viele Jahre „konzentriert“ festgehalten werden.

MARTIN KUŠEJ ist Regisseur, Intendant und ab 2019 Direktor des Burgtheaters.

## SYRIEN-DIPLOMATIE

**Der Knackpunkt bleibt Assad**

Gudrun Harrer

Russland hat durch sein direktes Eingreifen auf dem syrischen Schlachtfeld im Herbst 2015 nicht nur militärisch das Heft in die Hand genommen. Auch die Nachkriegsordnung soll in Moskau entworfen werden: Der lange und teure Krieg wäre eine schlechte Investition für die Russen, wenn das zukünftige Syrien nicht ihre Interessen reflektieren würde.

Für die Opposition und den großen Teil der internationalen Gemeinschaft ist das schmerzlich und auch bedrohlich, denn der erhoffte russische Druck auf das syrische Regime ist bisher im Wesentlichen ausgeblieben. Dabei ist es klar, dass Russland zwar im Moment Bashar al-Assad in eine Übergangslösung hineinreklamiert, jedoch – anders als etwa der zweite große Verbündete, der Iran – keinerlei ideologische Präferenz für das Regime hat. Syrien kann für Moskau auch ohne Assad nützlich sein, anders als für Teheran, das ihn für seine „Achse des Widerstands“ braucht.

Aber noch ist es nicht so weit: An der Zukunft Assads scheiterten bisher alle diplomatischen Bemühungen. Nun sieht die Uno das neue, viel größer gefasste Verhandlungsformat, das die Russen am Montag in Sotschi starten wollen, als Bedrohung für ihre eigene Genfer Schiene, die diese Woche in Wien Station machte. Aber nicht einmal Russland kann sich im Alleingang eine syrische Opposition formen, die zu allem Ja und Amen sagt. Sotschi gewinnt durch das Scheitern von Genf oder Wien nicht an Legitimität.



Über rot-weiß-rote Linien

derStandard.at/Cartoons

## ABGEHÖRTE REGIERUNG

**Skandal um eine Wanze**

Michael Völker

Mag sein, dass die Wanze im Büro des Vizekanzlers ein groß hinausposauntes Ablenkungsmanöver ist, um die Verstrickungen freiheitlicher Politiker in den braunen Burschenschaftersumpf medial zur Seite zu schieben. Tatsache ist aber, dass eine Abhörvorrichtung gefunden wurde, und das ist für sich genommen ein Skandal. Noch ist nicht klar, ob nur der ehemalige Kanzleramtsminister Thomas Drozda (SPÖ), in dessen Büro die Wanze installiert war, abgehört werden sollte oder auch Vizekanzler Heinz-Christian Strache (FPÖ), der nach Drozda das Büro bezog. Beides ist gleich schlimm.

Auch die Umstände sind höchst aufklärungsbedürftig und, man muss das noch einmal in dieser Klarheit sagen, ein Skandal. Drozda wurde bis zum Wochenende nicht davon informiert. Er erfuhr aus den Medien davon. Obwohl die Abhörvorrichtung bereits vor zwei Wochen vom militärischen Inlandsgeheimdienst, dem Heeresabwehramt, sichergestellt wurde, trat keine Behörde mit Drozda in Kontakt, um ihn davon zu unterrichten.

Das Abwehramt hatte offenbar weder das vorgesetzte Ministerbüro noch die Justiz und auch nicht die Kollegen vom Verfassungsschutz informiert. Erst zwei Wochen nach dem Fund wurde Anzeige erstattet. Die Ermittlungen wurden dadurch verschleppt, wenn nicht gar verunmöglicht. Hier wird mit der Sicherheit der Republik grob fahrlässig und höchst unprofessionell umgegangen.

## MENSCHHEITSGESCHICHTE

**Revolutionäre Entdeckungen**

Klaus Taschwer

Fast genau auf den Tag vor fünf Jahren eröffnete im Naturhistorischen Museum (NHM) Wien die damals nagelneue anthropologische Schausammlung. Was man in der Gestaltung allerdings unterschätzte, ist die enorme Dynamik dieses Forschungsfelds: Nicht zuletzt dank der Weiterentwicklung der Paläogenetik, die zu völlig neuen Erkenntnissen führte, muss die Geschichte der Menschheitsentwicklung fast schon im Monatsrhythmus leicht korrigiert oder gar größer umgeschrieben werden.

Die jüngste dieser Entdeckungen betrifft den Auszug des modernen Menschen aus Afrika: Dachte man bis vor kurzem, dass der Homo sapiens vor rund 200.000 Jahren im südlichen Afrika entstand und vor rund 60.000 Jahren seine erfolgreiche Eroberung des Planeten begann, so weiß man seit dieser Woche, dass der moderne Mensch bereits vor 180.000 Jahren die Arabische Halbinsel erreichte. Und im Juni 2017 wurden 315.000 Jahre alte Knochen, die man in Marokko fand, ebenfalls der Homo sapiens zugerechnet.

Dazu kommen all die neuen Einsichten, die unser genetisches Neandertaler-Erbe betreffen oder die Verwandtschaft mit dem rätselhaften Denisova-Menschen. Die Paläoanthropologie führt damit besonders eindrücklich vor, wie viel von unserem wissenschaftlichen Wissen vorläufig ist. Und auch wenn dort nicht mehr alles im Detail stimmen mag: Die anthropologische Dauerausstellung im NHM Wien ist nach wie vor einen Besuch wert.

**Populistische Häppchen und Affären: Die FPÖ ist keine regierungsfähige Partei**

Eric Frey

Es ist erst 40 Tage her, dass die FPÖ nach elf Jahren Pause im Bund wieder mitregiert. Aber eines hat sie seither schon bewiesen: Sie ist keine ernsthafte Regierungspartei und will es offenbar auch nicht sein.

Noch von keinem FPÖ-Mitglied im Kabinett ist bisher ein seriöser politischer Vorstoß gekommen. Was die blaue Riege bisher vorgelegt hat, waren symbolkräftige populistische Häppchen, die zwar einigen Wählergruppen gefallen, aber weder sinnvoll noch relevant sind: Vom Verkehrsminister kamen Tempo 140 und Rechtsabbiegen bei Rot; vom Innenminister eine berittene Polizei und eine schnelle – derzeit und in absehbarer Zukunft unnötige – Grenzeinsatzgruppe; vom Verteidigungsminister eine saftige Solderhöhung für Grundwehrdiener, für die es weder einen akuten Bedarf noch die notwendigen Mittel gibt.

Die einzige denkwürdige Ansage des Sportministers Heinz-Christian Strache war seine empörte Attacke auf die Recherchen der Medien in der Causa Toni Sailer. Die Sozialministerin ist überhaupt verstummt, nachdem ihr der Bundeskanzler bei der Notstandshilfe über den Mund gefahren ist. Das Aus für das Rauchverbot in der Gastronomie könnte zwar ernsthafte Folgen haben, nämlich mehr Tote, aber zahlreiche Wirte sagen „Nein, danke“ zu diesem Angebot. Selbst in der Ausländerpolitik, dem blauen Herzensanliegen, sind bisher nur böse kleine Gesten und keine großen Würfe zu sehen.

Eine Ausnahme ist die Außenministerin, die bisher eine gute Figur macht. Doch Karin Kneissl betont stets ihre Unabhängigkeit von der Partei, die sie nominiert hat, und beweist mit ihrer jüngsten Annäherung an die Türkei, dass sie sich um die bisherige Linie jener nicht schert.

In die Schlagzeilen kommt die FPÖ vor allem mit verbalen Ausrutschern und ungewollten Affären wie den NS-Liedtexten der Burschenschaft Germania, die es der Parteiführung schwer macht, staatsmännisch zu erscheinen. Strache muss nun wortreich erklären, warum er bei einer Veranstaltung der anrühigen Germania im Saal war, ohne wirklich dabei gewesen zu sein. Dabei „Fake-News“ zu schreiben ist auch kein Zeichen der Stärke.

Das ist alles etwas lächerlich, eine lächerliche Finsternis. Die FPÖ-Regierungsbeteiligung ist für viele zum

Schämen, aber sie ist nicht zum Fürchten. Hier werken nicht sinistere Strategen an der Errichtung einer Dritten Republik. Hier wird nur darauf geschaut, eine unruhige Basis bei Laune zu halten – selbst wenn man dafür mitten im Wahlkampf bei einer Burschenschaftsfeier mit Kappe aufkreuzen muss, obwohl das nicht ins bebrillgestylte Image passt. Und politische Gestaltung überlässt die blaue Ministerriege jetzt lieber dem Koalitionspartner, der sich damit genügend plagt.

Die FPÖ bleibt eine populistische Protesttruppe, die nach vielen unverdienten Wahlerfolgen erneut den Sire-

nengesängen der Macht erlegen ist und nicht wirklich weiß, was sie damit anfangen soll. Dass Strache jetzt schon auf das Wiener Bürgermeisteramt schießt, macht deutlich, wie unbefriedigend das Mitregieren für ihn ist.

Noch hält die Partei ihre Umfrageswerte, und bei der Wahl in Niederösterreich kann auch ein angeschlagener Udo Landbauer angesichts der niedrigen Ausgangsbasis nur zulegen. Aber die Spannungen, die die FPÖ unter Schwarz-Blau gleich zweimal zerrissen haben, sind bereits zu spüren. Das hat sich Strache – und wohl auch Sebastian Kurz – anders vorgestellt.

**KOPF DES TAGES****Extrem lästig, peinlich, kaum auszurotten**

Auf der Liste der unbeliebtesten Tiere rangieren die Bettwanzen wohl ziemlich weit oben. Wer Opfer von derartigem Viehzeug wird, bekommt das meist nur im Nachhinein mit – die knapp einen Zentimeter langen Wanzen verbergen sich hinter Bildern, Sesselleisten oder Tapeten und werden aktiv, wenn das Opfer es am wenigsten erwartet. Und sie sind kaum auszurotten.

Den Opfern eines Wanzenangriffs ist das typischerweise peinlich, aus Scham verschweigen sie häufig den Befall. All das haben die Bettwanzen und deren Opfer mit den elektronischen Wanzen gemeinsam.

Dass die Abhörwanze (engl. „bug“) mit der Bettwanze („bed bug“) den Namen teilt, passt perfekt, auch wenn die Bezeichnung „bug“ für einen Fehler älter ist als die Abhörtechnik: Thomas A. Edison hat sie bereits 1878 verwendet – etwa in dem Sinne, wie man im Deutschen sagt, dass „irgendwo der Wurm drinsteckt“.

Das englische Wort „debugging“ für das Eliminieren eines technischen Fehlers wird auch für die Suche nach Abhörgeräten verwendet – und das ist heute tägliches Geschäft der Geheimdienste. Und natürlich sind es auch Geheimdienste, noch öfter aber Wirtschaftsspione, die Botschaften, Ämter und Konferenzräume „verwanzen“,



Foto: Getty

Steckt wie ihr lebendiges Pendant hinter Bildern und Tapeten: die Wanze

also mit Mikrofonen und sogar Kameras ausstatten. Inzwischen sind es oft Reinigungskräfte, die ein als Kugelschreiber, Wandbild oder Papierkorb getarntes Lauschgerät einschmuggeln und am nächsten Tag ebenso unauffällig wieder abholen und zur Auswertung bringen – wenn das Ding nicht ohnehin mit einem Sender versehen ist, der Echtzeitüberwachung ermöglicht.

Der Aufwand zum Verwanzen ist heute auf wenige Euro geschrumpft – manchmal reicht es sogar, in einem unbeobachteten Augenblick Schadsoftware auf ein Smartphone zu laden: Dann trägt der Beobachtete die Wanze ständig bei sich.

Der Aufwand, Wanzen zu finden und zu entfernen, ist erheblich größer, man spricht von mindestens einer Stunde pro Quadratmeter eines zu säubernden Raumes. Von gefundenen Wanzen erfährt man selten – denn wer von Abhöraktionen betroffen ist, gilt in vielen Kreisen als nicht mehr vertrauenswürdig, weil Informationen unkontrolliert abfließen könnten. Umgekehrt kann man auch einen Skandal daraus machen – wie bei jener Wanze, die 1945 in Moskau in einem Geschenk an den US-Botschafter versteckt worden war und erst Jahre später unter großem Tamtam der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

Conrad Seidl

**Interview** Die Leiterin der Gedenkstätte Mauthausen, **Barbara Glück**, gedenkt das Gedenken künftig anders zu gestalten. A 3

**Literatur** Die Bücher zur Stunde: 1848, 1918, 1938, 2018: Das Gedenkjahr fördert jede Menge Lesestoff zutage. A 6 & 7

**Architektur** Wirbelmacher: Nach dem Tod von Zaha Hadid hat **Patrik Schumacher** übernommen. A 10

# Die Oma und das junge Österreich

Die Oma hat eine Monarchie, zwei Demokratien und eine Diktatur, fünf Währungen, zwei Geldentwertungen und zwei veritable Weltuntergänge erlebt. Erinnerungen an die Zeit, als Österreich auf die Welt kam.

ESSAY: *Wolfgang Weisgram*

Die Schupf'n der Oma hatte, wenn auch keine strenge Ordnung, so doch eine klare Geografie. Vorn lagerte die alte Frau ihr zur Offenfertigkeit gehacktes Brennholz. Dann folgte ein verriegelbarer Verschlag, in dem die Gartenwerkzeuge und ähnlich Wertvolles gelagert wurden. Und an den schloss sich ein finsterner Kobel an, in dem die Hendl'n ihre Eier legten und aufsaßen, wenn es draußen dunkelte und ihr Urinstinkt sie wegtrieb von den Füchsen und Mardern und anderem Raubzeug.

Links davon aber, gleich neben der Mistluck'n, ging es über zwei hölzerne Stufen in den Menschenkobel, der angebaut war an die Schupf'n, hintaus zum Misthaufen. Hierher – das war allgemeines, von den Vorvätern und deren Mütter'n schon überliefertes Wissen – hatte selbst der Kaiser zu Fuß zu gehen im Fall des Falles. Saukalt war es dort im Winter. Im Sommer stickig und stinkend heiß. Dann waren die Fliegen wie ein Symphonieorchester: viele auf engem Raum.

Gezimmert war der Menschenkobel aus grau gewordenen Brettern, Schwartlingen hauptsächlich, billige Sägewerksabschnitte. Eine Wand – sitzperspektivisch die rechte – war, wohl isolierend gemeint, dick tapeziert mit alten Zeitungen. So alt, dass sie das eben erst ins Lesen gekommene Kind besonders faszinierten. Aus den ganz frühen 1930ern müssen die Zeitungen gestammt haben. Eher noch aus dem Jahrzehnt davor. Die Schrift – Fraktur – war verblasst, aber doch noch zu lesen. Welche Zeitungen es gewesen sind, entschwand dem Enkelgedächtnis, so es dort überhaupt

je Platz gefunden hat. Aber diese Wand hat dem Enkel das Bild grundiert, das er sich nach und nach gemacht hat von den Anfängen jenes Österreichs, in das hinein er nun gerade aufwuchs. Mit kindlicher Selbstverständlichkeit. Aber doch auch mit häufigem Staunen und zeitweiligem Unglauben.

Das grob gerasterte Foto eines Krückengehers war zu sehen an der Zeitungswand. Kriegsversehrte waren zwar dem Enkel ein durchaus vertrauter Anblick, aber gedächtniswirksam irritiert, fast verstört, hat ihn der Titel über dem Bild: „Eine verlorene Jugend“. Sowas – Jugend, verloren – ist ihm fremd gewesen. Im Bildtext war von Ausgesteuerten die Rede, von Arbeitssuchenden, von Elenden und Notleidenden. Von Hungernden! Dem andauernd bärenhungrigen – und darum bei der Oma immer wieder besonders gut aufgehobenen – Enkel klang das seltsam übertrieben. Märchenhaft lebensfern beinahe.

## Es war einmal ein Land

Doch viel anders – das ist dem Enkel später erst klar geworden – hätte man über den Anfang des neuen Österreichs ohnehin nicht erzählen können. Der große Joseph Roth begann eine Geschichte übers Ende des alten so: „Es war einmal ein Kaiser.“ Aber dann? Was dann? Dann war einmal ein Land, von dem keiner eine rechte Vorstellung hatte, was, wie, war-

um es da war, wovon seine Bewohner und deren Kinder sich ernähren und wie überhaupt sie durchs Leben sich gretten könnten. Ein notiges Land war es, eines, das von sich selbst so überzeugt gewesen ist, dass es in seiner Gründungsurkunde gleich vorsorglich das eigene Ende proklamierte. Auf dass niemand sich wundern möge.

Die Oma erzählte davon so: „Die Zeit nach dem ersten und dem zweiten Krieg – das kannst gar nicht vergleichen.“ Hunger, wirklichen Hunger, das habe es nach 1945 nicht gegeben. 1918 dagegen sei eine echte Not gewesen. Wie sehr, das vermochte die Oma bei läufig zu illustrieren. Rüben etwa – Hauptersatznahrung der Kriegswinter – konnten ihr jede Mahlzeit vermiesen. Aber wenn der Enkel das zweifingerdicke, schwabbelige Fette vom Suppenfleisch fuzelte, lud sie sich das gerne auf den Teller und kaute und lutschte mit Genuss. Die zeitungstapezierte Menschenkobelwand und diese offenbar überwältigende Gaumenfreude erinnert der Enkel bis heute als etwas Gemeinsames. „Das Fette, an dem ich würge: Österreich.“ Peter Handkes gleichermaßen klugen wie klugscheißenden Satz hätte die Oma nie verstanden. Und zwar weder noch.

Dieses Österreich ist erst im Lauf des Jahres 1918 auf die Welt gekommen. Die Oma war da 21 oder 22 Jahre alt; Pfarr- und Ständesamtsdaten divergierten um ein Jahr, was sie manchmal zu einiger Koketterie genutzt hat. Ein paar Jahre zuvor – 16 oder 17 ist sie gewesen – war sie vom Nordwald, fast schon im Böhmischem drinnen, in die prachtsprühende, mit

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

▷ Fortsetzung von Seite A 1

unzähligen Hoffnungen, Gläubigkeiten, Sehnsüchten und Zuversichten prallgestopfte Reichshaupt- und Residenzstadt „in' Dienst“ gegangen. Stubenmädchen war sie erst, Kinder mädchen dann und schließlich – darauf war sie stolz bis ins hohe Alter – Köchin. Ihrer deutschen Muttersprache war sie trotz sie, die Tomášek Hannerl, wohl als eine der unzähligen böhmischen Köchinnen, welche die vielen Geschmäcker des großen Reiches zur Wiener Küche veredelt haben. Nicht nur ihr Blick auf die Geschichte war stets der auf die Unterseite; sie erlebte sie passiv, buchstäblich in der Leideform.

### Fraglos ein Wunder

Am 14. Jänner 1918 wurde – das hat die Oma sicher auch in der Küche der Herrschaft mitgekriegt – die Mehration noch einmal um die Hälfte gekürzt. In den Wiener Neustädter Daimler-Motorenwerken begann daraufhin ein Streik, der bald das ganze Reich erfasste. Insgesamt 700.000 österreichisch-ungarische Arbeiter – und vor allem auch Arbeiterinnen – forderten im nunmehr schon zweiten Hungerwinter vehement nicht nur Brot, sondern endlich auch Frieden. Gemeinsam mit den Januarstreikenden in Deutschland sollte der Rückenwind der russischen Oktoberrevolution im vergangenen November genutzt werden zum kräftigen Gegenwind für die gerade ablaufenden Muskelspielen in den Friedensverhandlungen im Osten. Am 1. Februar revoltierten deshalb gar die k. u. k. Matrosen in Kotor. In Brest-Litowsk wurde der östliche Kriegsschauplatz tatsächlich befriedet. Besiegt, wie man leider dazusagen muss. Denn das Muster dieses Diktats – am 9. Februar mit der Ukraine, am 3. März mit Russland – wurde als Blaupause genommen für die späteren Pariser Vorortverträge. Und damit als Grundlage für das weitere Unglück nicht nur dieses nun allmählich sich abzeichnenden Österreichs im 20. Jahrhundert.

Die im Osten frei gewordenen Truppen schickte der junge Kaiser Karl an die italienische Front; sogar die allmählich aus der Kriegsgefangenschaft auf oft abenteuerliche Weise heimströmenden Soldaten. In rasch zusammengewürfelten Einheiten sollten die deshalb klarerweise sehr Verbitterten in den zwei noch folgenden Piaveschlachten den Siegfrieden in die Poebene tragen. Stattdessen gaben sie dem alten Reich den Gnadenschuss und vollendeten damit endgültig die nationalistischen Ambitionen des 19. Jahrhunderts.

Es war in dieser Zeit zwischen der zweiten Piaveschlacht im Juni und der letzten im Oktober, da das Bild, das Österreich am Ende abzugeben haben würde, Konturen angenommen hat. Das nationale Selbstbestimmungsrecht, das US-Präsident Woodrow Wilson im Punkt zehn seiner 14 Friedenspunkte festgeschrieben hatte, wurde nun endgültig als Zerschlagung des Reiches interpretiert; die vorläufige tschechoslowakische Exilregierung unter Tomáš Masaryk offiziell anerkannt.

Österreich war nun, erstmals in seiner Geschichte, ein nur auf sich selbst bezogener Kleinstaat, dem noch dazu die so modern gewordenen Segnungen nationaler Selbstverwirklichung versagt geblieben sind. Denn dass die Österreicher sich, erstmals in der Geschichte, als Österreicher zu fühlen hätten, war weniger als ein schlechter Scherz. Die Österreicher, die nun als solche angesprochen werden sollten per Dekret, waren in ihrer

großen Mehrzahl seit jeher Deutsche, auch wenn sie, wie die Oma, Tomášek hießen. Aber Deutsche im engeren, nationalen Sinn durften sie eben nicht sein. Es galt das Anschlussverbot von St. Germain. Der Artikel 2 des Staatsgründungsgesetzes vom 12. November 1918 – „Deutsch-Österreich ist Bestandteil der deutschen Republik“ – fiel dem Siegerwillen zum Opfer.

Es ist fraglos ein Wunder, dass dann zumindest im zweiten Anlauf es gelang, Österreich als ehrlich gefühlte Heimat weitgehend außer Streit zu stellen. Und das, obwohl die Frage, ob man nun eine Nation sei oder diese doch eher eine ideologische Missgeburt, die einschlägig erregbaren Disputanten sehr beschäftigten konnte. Als Jörg Haidler einst Letzteres in den Raum gestellt hat, war debattenmäßig gar Feuer am Dach. Als aber Robert Menasse unlängst Ähnliches im STANDARD-RONDO anmerkte – „Keine Definition von Nation trifft auf Österreich zu“ – nahm man das mit löblicher Ruhe zur Kenntnis.

Beide aber haben natürlich recht, auch wenn man das Wort Missgeburt vielleicht relativieren könnte. Denn Geschichte – da hatte die Oma sehr recht – ist retrospektiv vor allem immer nur eines: verschüttete Milch. Ob Missgeburt, Ausgeburt oder reine Kopfgeburt: Österreich, dieses, unser heutiges Österreich hat es 1918 halt irgendwie auf die Welt geschafft. Und auf der sich dann im Großen und Ganzen eh recht ordentlich gemausert vom notigen Hungerleider, von dem die Menschenkobelwand erzählte, bis zur heutigen Wohllebens-Selbstverständlichkeit. Aber ja: Eine schwierige, stets brüchige und tatsächlich auch oftmals gebrochene Entwicklung war das schon in den vergangenen 100 Jahren.

1918 ging das alte Österreich, das Gegenteil beinahe des neuen, verloren; zum Schaden der nachfolgenden Jahrzehnte, wie so mancher hell-sichtig spürte. Die Juden ganz besonders. Für sie war das alte Österreich nämlich eher kein Völkerkerker, sondern fast wie ein Schutzraum. In seinem Drama *3. November 1918* lässt Franz Theodor Csokor nicht zufällig den jüdischen Regimentsarzt Grün seinem verstorbenen Oberst „Erde aus Österreich“ ins Grab nachwerfen, im Gegensatz zu den Kameraden, die das mit „Erde aus Ungarn, Erde aus Polen, Erde aus Kärnten, slowenischer Erde, tschechischer Erde, italienischer Erde“ getan haben. Der schon erwähnte Joseph Roth liest zunehmend und zunehmend trunkenfördernd unterm Verlust des Reiches, dessen Grabredner erspätetens mit der Saga derer von Trotta im *Radetzkymarsch* und

„1918 ging das alte Österreich, das Gegenteil beinahe des neuen, verloren; zum Schaden der nachfolgenden Jahrzehnte, wie so mancher hell-sichtig spürte. Die Juden ganz besonders.“

in der *Kapuzinergruft* geworden ist. In dem schon zitierten 1920 erschienenen Essay über das Begräbnis des letzten Kaisers schreibt er: „Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.“

Der letzte Kaiser, das hat die Oma nicht anders gesehen, war ihm Franz Joseph gewesen, der am 21. November 1916 starb und am 30. zu Grabe getragen wurde. Joseph Roth war „einer seiner vielen Soldaten der Wiener Garnison, in der neuen, feldgrauen Uniform, in



Österreich – der Begriff ebenso wie das Land – war der Oma in allen Turbulenzen zur stabilen Lebenskonstante geworden.

der wir ein paar Wochen später ins Feld gehen sollten, ein Glied in der langen Kette, welche die Straßen säumte“. Am Straßenrand stand auch Bruno Kreisky. Und die Oma, wie sie nicht nur einmal erzählt hat, auch. Sie und alle anderen hatten – das wurde vielfach bezeugt – das sichere Gefühl, an diesem 30. November 1916 habe das jahrhundertalte Habsburgerreich aufgehört zu existieren. Karl war nicht einmal mehr eine Marginalie.

### 1918, 1938, 1948

Das Ende des alten Österreichs war auch das Ende einer übernationalen Ordnung in Mitteleuropa. Bis zumindest 1989 ist das unmittelbar zu verspüren gewesen. Denkt man an die balkanischen Kriege oder auch nur die aktuellen, so starrköpfig rückwärtsgerichtet anmutenden Visegrád-Irritationen, aber wohl bis heute. Das Jahr 1938 mit dem „Anschluss“ Österreichs, der Zerschlagung der Tschechoslowakei und der anschließenden Katastrophe; 1948 mit der Sowjetisierung der Nachbarstaaten: Nichts davon ist zu verstehen ohne 1918. Und das wiederum nicht ohne 1848, als das 19. Jahrhundert die Demokratie und die Nation so eng aneinan-

dergeknüpft hat, dass wir uns bis heute das eine ohne das andere nur schwer vorstellen können, wie die aktuellen Reden aus, nach und um Brüssel sehr schön – oder eben nicht schön – belegen.

František Palacký, der große tschechische Historiker und Politiker, begründete 1848 sein Fernbleiben von der revolutionären, gesamtdeutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche nicht bloß damit, dass er, der Tscheche, sich eben nicht als Deutscher fühle. Sondern vor allem mit der mit der Gründung eines nationaldeutschen Reiches einhergehenden Schwächung Österreichs. „Wahrlich“, so schrieb Palacký im April 1848, „existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müsste im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“

Palacký entwarf die Vision eines starken Bundes gleichberechtigter Nationen an der Donau. Nur ein solcher könne den kleinen, hier gewissermaßen ineinander scheidenden Völkern – „Slawen, Walachen, Magyaren und Deutschen, um den Bulgaren, Türken und Schkipetaren (sic!) nicht zu gedenken“ – vorm Zugriff einer „russischen Universalmonarchie“ Schutz bieten; und, unausgesprochen, vor der drohenden Hegemonie eines großen National-Deutschlands. Nichts charakterisiert besser die auch machtpolitische Idiotie der kalten Sonne, als dass der Palacký'sche Entwurf erst am 16. Oktober 1918 als „Völkermanifest“ von Karl dem Letzten aufgegriffen wurde wenigstens für die cis-

leithanischen Lande.

Da war allerdings längst alles schon zu spät. Die angesprochenen Völker haben den Kaiser nicht einmal mehr ignoriert. Die Siegermächte konnten gar nicht anders, als den Zentrifugalkräften und dem „sacro egoismo“ Italiens Rechnung zu tragen. Ob Georges Clemenceau, Frankreichs Ministerpräsident, wirklich gesagt hat „L'Autriche c'est qu'il reste“, darf bezweifelt werden. Empfundener aber wurde es allgemein so: Österreich ist, was am Ende grad noch übrig bleibt.

Die Oma hat eine Monarchie, zwei Demokratien, eine Diktatur, eine Despotie, eine daran anschließende Fremdherrschaft, fünf Währungen, zwei Geldentwertungen und zwei veritable Weltuntergänge erlebt. Österreich – der Begriff ebenso wie das Land – war ihr in all diesen Turbulenzen zur stabilen Lebenskonstante geworden. Dieser Umstand sollte nicht unterschätzt werden bei der Herausbildung des mittlerweile robusten Nationalbewusstseins. Nach dem ersten Weltuntergang blieb die Oma noch das eine oder andere Jahr in der not- und hungerleidenden Stadt. In den Bürgerhaushalten war keine Arbeit mehr. Sie nahm den fischen Dragoner, den sie von daheim gekannt hatte, zum Mann. Der hatte da längst schon den Säbel abgelegt. Stattdessen griff er zur Jagdflinte, um sich bei den Waldherren zu verdingen. Gemeinsam kehrten sie in den Nordwald zurück.

Als die Oma starb – da war sie 80 oder 81 Jahre alt – stand Bruno

Kreisky noch voll im Saft. „Wir haben eine Nationalbank und eine Nationalmannschaft, daher sind wir eine Nation“, predigte er in herzerweichendem Pragmatismus. Diese Nation aber hatte – oft schleicht sich die Geschichte ja hinterrücks in die Gegenwart – auch da noch einen spürbaren Ostdrall, gegen den sich zu stemmen erst später staatsfesch geworden ist. Damals, als die Oma angefangen hat, gebeugt zu gehen, hieß es: „Das neutrale Österreich ist eine Brücke zwischen Ost und West.“ Das freilich war damals, als der 22-jährige Joseph Roth, der fünfjährige Bruno Kreisky, die 17- oder 18-jährige Oma und all die anderen feierlich das alte Österreich zu Grabe getragen haben, auch nicht anders. Man braucht daraus keine Ideologie zu machen. Ein bisschen Geografie tät schon reichen, um zu verstehen, dass zum Beispiel der so wackere heutige Kampf gegen Entsenderichtlinie oder Grenzpendlerei wenig mehr ist als der gegen die Windmühlen erdkundlicher Gegebenheiten. Auch das Wiederzusammenfinden kann mühsam sein.

### Lehrreiche Stuhlgänge

Nie, erzählte die Oma immer wieder, sei sie im Ausland gewesen. Ob sie denn nicht – wie ebenfalls oft erzählt – am Balaton auf Sommerfrische gewesen sei mit der Herrschaft? „Am Plattensee natürlich schon.“ Und drüben, zum Beispiel im nahen Jindřichův Hradec? „In Neuhaus auch.“ Damals. Jetzt, mitten in den 1960ern, schien das dem Enkel nicht weniger märchenhaft. Ein heimtückischer Stachelndraht durchschnitt ja das Land, ein paar Meter sogar hinter der eigentlichen Grenze, sodass Spaziergänger unversehens in des Teufels Küche geraten konnten. 1968 ging diese Grenze für einen kurzen, großen historischen Augenblick auf. Das Wort Tauwetter beschreibt ganz gut auch das Gefühl des diesbezüglich ja noch unbedarften Enkel.

An der Zeitungswand im Menschenkobel war ein Nagel eingeschlagen. An dem hingen ebenfalls Zeitungen, gerissen zu handlichen Vierecken. Das Lesen war da manchmal wie ein Puzzlespiel, was ihm einen zusätzlichen Reiz verlieh, sodass der Enkel am Ende des Sommers die Geschichte von Alexander Dubček und der real existierenden russischen Universalmonarchie nicht nur aus den aufgeregten Erzählungen der Großen kannte. Nicht bloß leer-, auch lehrreiche Stuhlgänge sind das gewesen.

Im Hendlkobel lag nur das eine Gipsei. Da war also nichts abzunehmen. Der Enkel füllte das leere Schwingerl mit Ofenholz. Die Oma hatte versprochen, etwas zu kochen, worin der Enkel sich vergraben konnte, wie man so sagt. Slepissuppe mit Schöberl, so hieß das bei der Oma. Slepý – das erfuhr der Enkel zu spät, um fragen zu können, woher die Oma diesen Namen hatte: aus der Nachbarschaft oder den böhmischen Küchen Wiens – ist tschechisch und heißt blind. Blinde Suppe: Das war sie, diese herrlich fettaugige, eingebrannte, gekümmelte und paprizierte Rahmsuppe mit dem Bramburi-Schöberl, von dem der Enkel das ganze Blech hätte verdrücken können. Ohne weiteres.



**Wolfgang Weisgram**, geb. 1957 in Wiener Neustadt, ist STANDARD-Sport-Redakteur und lebt im Burgenland. Foto: Cremer

### ALBUM

Mag. Mia Eidlhuber (Redaktionsleitung)  
E-Mail: album@derStandard.at

# „Raus aus der Gedenkblase“

**Barbara Glück**, Chefin des Mauthausen Memorial, hält nichts von ritualisiertem gemeinsamem Schweigen. Sie will die Gedenkroutine verlassen und sich den Fragen stellen, die junge Menschen heute bewegen.

INTERVIEW: Petra Stüber

**STANDARD:** 2018 gedenkt Österreich auch des „Anschlusses“. Wie viele Menschen haben den 12. März 1938 noch bewusst erlebt?

**Barbara Glück:** Das müssten Menschen sein, die über 90 Jahre alt sind, da gibt es nicht mehr viele. Meine Großmutter starb im vergangenen Jahr mit 99, die hat das noch erlebt, hat aber kaum davon gesprochen. Ich glaube, was alle gemeinsam haben, ist: Bis zu ihrem Tod reden sie nicht gern über diese Zeit. Weil sie nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen.

**STANDARD:** 2015 waren 20.000 Menschen bei den Befreiungsfeiern in Mauthausen, aber nur 50 Überlebende. Werden diese Gedenkfeiern zum Ritual, das langsam seinen Sinn verliert?

**Glück:** Ich leite die Gedenkstätte seit bald zwölf Jahren. Meine Erfahrung sagt mir: Das ritualisierte Gedenken, bei dem Menschen – zugespitzt formuliert – zusammenkommen und miteinander schweigen, hat ein Ablaufdatum. Wir haben die Wahl, uns zu entscheiden: Kommen wir weiterhin einmal pro Jahr zusammen und legen wir einen Kranz nieder oder richten wir unser Gedenken in die Zukunft? Man kann das auch umdrehen: Ich gedenke, das Gedenken künftig anders zu gestalten – in die Zukunft gerichtet.

**STANDARD:** Wie soll das gehen?

**Glück:** Indem wir uns den Herausforderungen der Gegenwart stellen. Denken Sie an die Anschläge in Paris, an *Charlie Hebdo*. Am Tag darauf kam eine Gruppe junger Menschen in die Gedenkstätte Mauthausen. Sie trugen selbstgestaltete T-Shirts, auf denen stand: „Je suis Charlie“, und sie wollten genau darüber mit uns reden. Wir erleben auch immer wieder ungewollte Versprecher während eines Rundgangs: Wenn Menschen statt „SS“ plötzlich „IS“ sagen, wenn ihnen statt „Häftlinge“ plötzlich „Flüchtlinge“ über die Lippen kommt – dann hat das etwas zu bedeuten. Dann sind wir gefordert, damit umzugehen. Wenn Jugendliche wieder zurückfahren in ihre Schule nach Amstetten oder nach Wien, wenn sie hinterfragen, was es bedeutet, wenn man von heute auf morgen all seine Rechte verliert, wenn wir Hellhörigkeit und Empathie erzeugen, dann werden wir dem Erbe und dem Andenken der Verstorbenen gerecht. Genau das ist für mich Gedenken.

**STANDARD:** Nach der großen Flüchtlingsbewegung 2015: Ändert das etwas an der Gedenkarbeit?



Foto: Christian Fischer

**Barbara Glück leitet seit nunmehr bald zwölf Jahren die Gedenkstätte Mauthausen: „Ich gedenke, das Gedenken künftig anders zu gestalten – in die Zukunft gerichtet.“**

**Glück:** Wir sind gefordert, auf die sich laufend verändernden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen zu reagieren und unsere Arbeit dahingehend anzupassen. Wir dürfen dabei nie vergessen, dass junge Menschen unsere relevanteste Zielgruppe sind. Ich muss leider davon ausgehen, dass quer durch unser Land noch immer in genug Kellern Hakenkreuzfahnen an der Wand hängen und SS-Uniformen ausgestellt sind und dass dort Gruppen Ewiggestriger sich Nazi-Grüße geben. Ehrlich: Die zu erreichen halte ich kaum für möglich – wir müssen umso mehr die jungen Menschen ansprechen.

**STANDARD:** Studien besagen, dass ein Teil der jungen Flüchtlinge antisemitisch eingestellt ist. Sollen die im Sinne der Aufklärung alle nach Mauthausen kommen?

**Glück:** Zuerst nein. Traumatisierte Kriegsflüchtlinge sollen nicht an einen traumatisierten Ort gebracht und mit einer traumatischen Geschichte konfrontiert werden. Über Jahre schleichend und durch die Flüchtlingssituation der jüngeren Vergangenheit durchaus massiv, erleben wir, dass Österreich eine für uns bis dato neue Ausprägung des Anti-

semitismus importiert. Ich spreche von religiös motiviertem Antisemitismus. Israel, und damit das Judentum, sind der Feind. Das gehört über weite Teile zum Narrativ arabischer Staaten. Bloß, damit hat sich bei uns noch kaum jemand beschäftigt.

**STANDARD:** Werden Gedenkstätten in Zukunft reine Museen sein?

**Glück:** Ich habe die Befürchtung, dass viele Gedenkstätten als reine Museen enden werden. Wir arbeiten daran, dass das in Mauthausen nicht passiert.

**STANDARD:** Innenminister Herbert Kickl will Flüchtlinge „konzentriert halten“. Wie denken Sie darüber?

**Glück:** Ich sehe mich als Geschichtsvermittlerin, nicht als Interpretin der aktuellen Innenpolitik, das habe ich zwölf Jahre nicht getan, und ich habe nicht vor, jetzt damit zu beginnen.

**STANDARD:** Sie müssen sich doch fragen, ob die Gedenkarbeit just bei

*Innenminister Kickl versagt hat?*

**Glück:** Er hat seine Aussage klargestellt. Das nehme ich zur Kenntnis.

**STANDARD:** Die grundsätzliche Frage dahinter lautet: Erreicht man mit Gedenkarbeit nicht ohnehin nur jene, die gedenken wollen – und nicht jene, die sollen?

**Glück:** Genau das war bis jetzt immer unser Problem: die sprichwörtliche Gedenkblase. Nur die Debatte darüber, was richtig und falsch ist und wie wir eine tolerante und freie Gesellschaft erreichen und stärken können, gehört aus dieser allzu oft auch politisch motivierten Blase hinausgetragen. Dabei meine ich insbesondere die schon eingangs erwähnte wichtigste Zielgruppe der Jugendlichen. Diese Debatte müssen wir letztlich alle gemeinsam führen, daran arbeiten wir. Wir haben uns in der gesamten Bildungsarbeit immer auf die Geschichtsaufarbeitung konzentriert und meist den Konnex zur Gegenwart übersehen. Ich weiß auch, dass genau dieser Konnex in der Ausbildung von Pädagoginnen und Pädagogen fehlt, der Antisemitismus nur als europäisches Thema, als Holocaust angesprochen wird und etwa der Antisemitismus im Nahen Osten ignoriert wird – dabei

ist genau das unsere aktuelle Herausforderung.

**STANDARD:** In Deutschland gibt es eine sehr lebendige Gedenkkultur, dennoch hinderte das viele Deutsche nicht, die AfD zu wählen – eine Partei, die keine Berührungspunkte mit Nazi-Diktionen kennt. Was lernen Sie daraus?

**Glück:** Die gleichen Studien, die den neuen Antisemitismus belegen, zeigen auch, dass es sehr rasch von Vorurteilen zu Abneigung bis hin zur Radikalisierung kommen kann. Ein Großteil der Jugendlichen sucht Stabilität und Sicherheit im Leben. Leider glauben nicht wenige, dass ihnen dies nur eine autoritäre Führung bieten kann. Werte wie Demokratie und Freiheit verlieren an Bedeutung. Das ist eine Entwicklung, die nicht nur Deutschland, sondern auch Österreich betrifft. Uns zeigt diese Entwicklung, dass wir unsere Anstrengungen in der Bildungsarbeit verstärken müssen.

**STANDARD:** Müssen die Lehrer besser ausgebildet werden?

**Glück:** Die Regierung hat ein Bekenntnis gegen den Antisemitismus abgegeben, jetzt gilt es auch endlich in die Gänge zu kommen. Es geht um eine bessere Aus- und Weiterbildung aller Pädagoginnen und Pädagogen. Es geht um Präventionsarbeit und ein verstärktes Auftreten im Internet und in den sozialen Netzen. Wir und alle Bildungseinrichtungen brauchen die politische und vor allem finanzielle Unterstützung für ein starkes „Gemeinsam“ statt engagierter Einzelprojekte, die nicht ineinander greifen.

**STANDARD:** Soll es in zehn Jahren noch Gedenkfeiern mit Kranzniederlegungen geben?

**Glück:** Wenn das Menschen weiterhin wichtig ist, soll es das auch weiter geben. Aber ich möchte hinterfragen, ob es für junge Leute eine Bedeutung hat. Sie sollen sich das Gedenken künftig selbst gestalten. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Als Schülerin war ich nie in Mauthausen, erst als Studienanfängerin fuhr ich einmal alleine hin. Als ich das Krematorium betrat, saßen dort junge Besucher auf dem Boden, hielten sich an den Händen und sangen laut. Das hatte, dem Ort des Todes zum Trotz, eine Kraft und eine Lebensfreude, die ich nie vergessen werde. Das möchte ich anregen und zulassen.

**Barbara Glück** (39) ist Geschäftsführerin der Bundesanstalt Mauthausen Memorial. Glück promovierte an der Uni Wien in Geschichte und Politikwissenschaft.



**DA MUSS MAN DURCH**

Die Krisenkolumne

Von Christoph Winder

**Mörderschmähs auf der Pennälerbude. Die besten Witze der Germania**

Seit Wochen lassen linkslinke Vaterlandsverräter wie der *Falter* oder das Dokumentationsarchiv keine Gelegenheit aus, gegen die Burschenschaften loszuziehen. Kaum wird ein harmloser Hitlergruß entboten oder ein zünftiger Holocaust-Witz erzählt, geht das Gezeter auch schon los. Ein Gezeter, das lediglich beweist: Die Linken kennen keinen Spaß.

Dagegen muss man den Burschen von der Germania, was im-

mer sonst man über sie denkt, eines lassen: Humor haben sie! Er ist so witzig wie ein Darmkarzinom im Endstadium, kommt aber von Herzen. Man hält es ohne weiteres für möglich, dass die Germanen bei einem entspannten Budenabend, wenn die ersten paar Dutzend Bierfrierer verstrichen sind, einander selbstironisch mit klassischen Perlen deutschen Witzguts auf die Schaufel nehmen („Weißt du, wie man 500 Germanen in einen VW hineinbringt?“).

Der aus ihrem Liederbuch zutage geförderte Jux („Da trat in ihre Mitte der Jude Ben Gurion: ‚Gebt Gas, ihr alten Germanen, wir schaffen die siebte Million!‘) ist gewiss ein Mörderschmähs, al-

lerdings hapert es mit der Sachrichtigkeit. Der mit dem Gas war nicht Ben Gurion, das waren die Nazis. Diese kleine historische Unschärfe raubt der Strophe ihre volle humoristische Durchschlagskraft. Schade, da hätte man besser aufpassen und auf die jüdische amerikanische Comedienne Sarah Silverman hören sollen, die es einmal so formulierte: „Der Holocaust ist nicht immer lustig.“

Beim Management der von den Gutmenschen vom Zaun gebrochenen Scheinaffäre hat sich Udo Landbauer aber nichts vorzuwerfen. Das hat er professionell absolviert. Seine tiefere Bestürzung war mit Händen zu greifen. Auch die ehrliche Ver-

bitterung, dass just ihm dies widerfahren musste, der er doch seit Jahren Schwärzungskommandos verhängliche Stellen aus dem Germania-Liederbuch ausmerzen ließ. Wenn es Landbauer nicht gar so geirrt hätte, hätte er selbst Hand an diese Schweinereien angelegt. Nein, alles, was recht ist: Landbauer kann sich guten Gewissens dem Intelligenztest stellen, den die niederösterreichische Wählerschaft am Sonntag zu bestehen hat.

Sollte das alles dennoch nicht ausreichen und Landbauer weiter unter dem Meinungsterror der Linken leiden müssen, dann ein Ratschlag zur Güte: Gehen Sie doch nach Isfahan, wenn's Ihnen hier nicht passt.

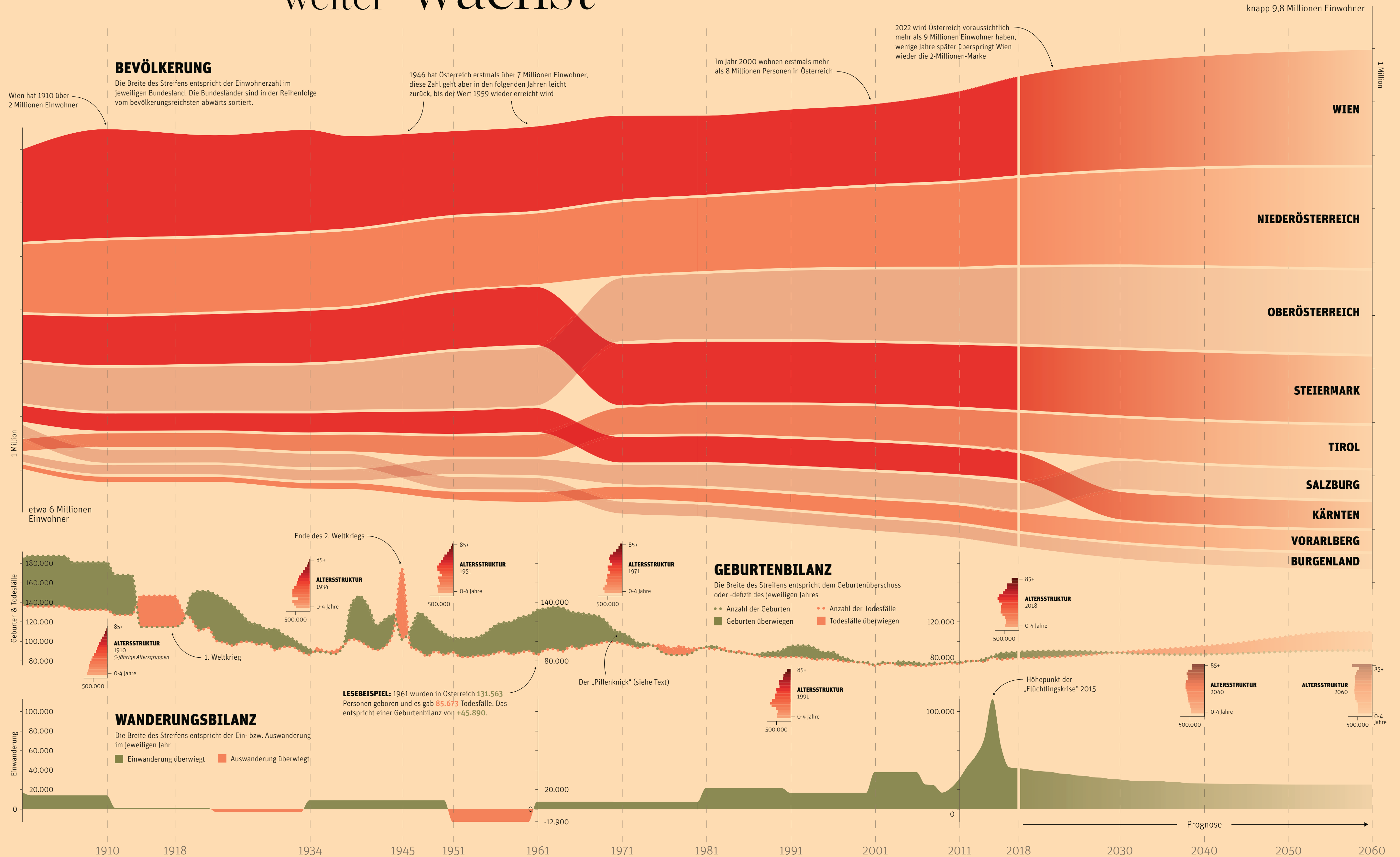


# Wie Österreich weiter wächst

Österreichs Bevölkerung wächst aufgrund von Zuwanderung. Ohne Migration würde die Bevölkerung von derzeit 8,7 Millionen auf 6,6 Millionen im Jahr 2080 schrumpfen, rechnet Statistik-Austria-Chef Konrad Pesendorfer vor.

Auch für den Arbeitsmarkt ist Zuwanderung wichtig: Da der Großteil der Zuwanderer zwischen 20 und 30 Jahre alt sei, werde der Anteil der 20- bis 64-jährigen an der Erwerbsbevölkerung in Österreich stabil gehalten. Die aktuelle Prognose von Statistik Austria zeige, so Pesendorfer, dass der Anteil der Bevölkerung von 65+ Jahren von derzeit knapp 19 Prozent bis 2030 auf 23 Prozent steigen wird. Ohne Zuwanderung wäre der Anteil dann bereits bei 25 Prozent.

Auffallend ist, dass ab Mitte der 1960er-Jahre bis Mitte der 1970er-Jahre die Geburtenrate von einem bis dahin hohen Niveau runterrasselt und dort auch mehr oder weniger bleibt. Ein Erklärungsansatz: „1962 wurde die Pille zugelassen, und bis 1978 beobachten wir einen starken Rückgang der Geburten – da gibt es natürlich einen Zusammenhang“, sagt Pesendorfer. Eine weitere Ursache sei, dass „der starke Geburtenanstieg in den 1950er-Jahren sicher auch ein gewisser Nachholeffekt nach dem Zweiten Weltkrieg war, der nicht auf Dauer anhalten konnte“. Die meisten Geburten gab es übrigens mit rund 135.000 im Jahr 1963. Davon sind wir heute, obwohl mehr Menschen im Land leben, weit entfernt. Laut Statistik Austria hält Österreich bei knapp 88.000 Geburten pro Jahr.



# „Versuchslabor für den Populismus“

Schwere Kriegshypothesen, politische Grabenkämpfe, aber auch Entscheidungen, die Österreich das blutige Schicksal mancher Nachbarstaaten ersparten: **Alfred Pfoser** im Gespräch über die wilden Jahre der Republik.

INTERVIEW: *Christoph Winder*

STANDARD: Herr Pfoser, in dem 2017 erschienenen Buch „Habsburg – Geschichte eines Imperiums. 1740–1918“ stellt der US-Historiker Pieter Judson die These in den Raum, das Habsburgerreich hätte nach 1918 womöglich Überlebenschancen gehabt. Können Sie dem etwas abgewinnen?

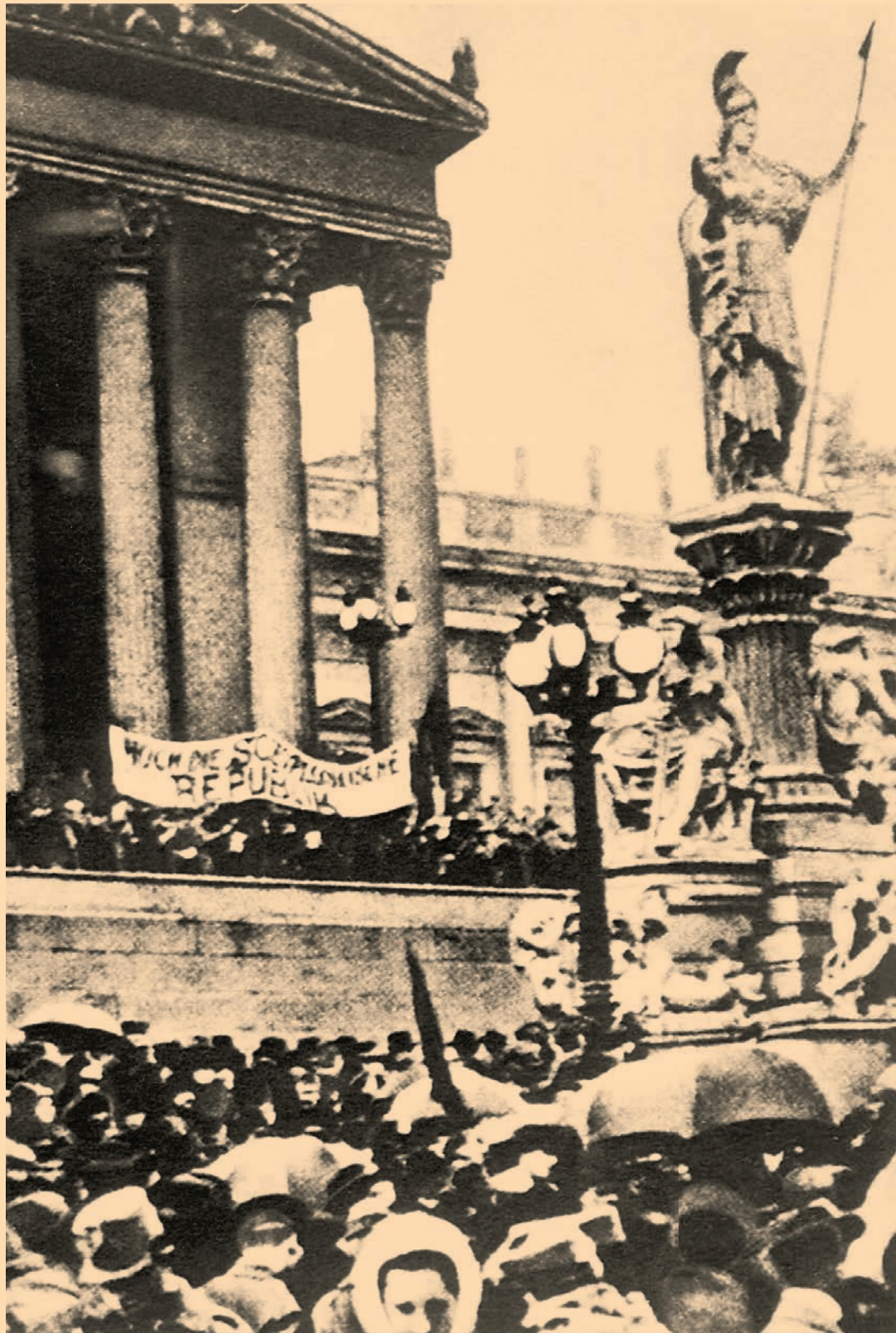
**Pfoser:** Judsons Buch ist anregend, seine Analyse des Ersten Weltkrieges ist klug, aber was die angesprochene Einschätzung von der Überlebensfähigkeit der Donaumonarchie betrifft, so bin ich etwas skeptisch. Wenn sich die Donaumonarchie zu einem nur losen Verbund verschiedener Staaten hin entwickelt hätte, wie das auch von den Sozialdemokraten vorgeschlagen wurde, wo wäre da überhaupt die Einheit dieses Reiches gewesen? Ich stimme dagegen mit Judsons Einschätzung überein, dass es keineswegs die Nationalitätenkonflikte waren, die der Donaumonarchie den Garau gemacht haben. Es waren der Krieg und die Paranoia in seinem Gefolge. Wenn man von der Ersten Republik spricht, kann man gar nicht oft genug vom Ersten Weltkrieg als deren prägendem Faktor sprechen.

STANDARD: Ihr gemeinsam mit Ihrem Kollegen Andreas Weigl verfasstes neues Buch ist wie eine Art Triptychon aufgebaut, die drei Teile tragen die Titel „Niederlagen“, „Aufbrüche“ und „Kulturkämpfe“. Im ersten Teil werden die Hypothesen thematisiert: Hunger, Kälte, Massensterben. Mit der Aufbruch-Passage lag Ihnen daran, das Positive an der Ersten Republik zu akzentuieren. Wo finden Sie das?

**Pfoser:** Wenn man Österreich mit Deutschland, Italien oder Ungarn vergleicht, wo es nach dem Krieg und die ganzen 1920er-Jahre hindurch wilde Kämpfe und blutige Konflikte sonder Zahl gegeben hat, muss man konstatieren, dass in Österreich viel Richtiges passiert ist. Vieles war tragfähiger als etwa in der Weimarer Republik. Nehmen wir das Heer. Hier hat die Regierung nicht zugelassen, dass die alten Offiziere die neuen Kommandostellen der Volkswehr übernommen haben, sondern ausschließlich jüngere Offiziere eingesetzt, die schon auf den neuen Staat eingeschworen waren, also Leute wie Theodor Körner oder Julius Deutsch. Conrad von Hötzendorf wurde draußen gehalten, in Deutschland konnten sich die Ludendorffs halten. Das hat sich als verhängnisvoll erwiesen, hat etwa zum Kapp-Putsch 1920 geführt und dazu, dass die Wehrmacht immer auch ein Gegenreiz zur Republik war. Sehr speziell war auch die Art, wie man sich des Kaisers Karl entledigt hat. Man hat ihn nicht direkt ins Exil geschickt, sondern den Druck so aufgebaut, dass er schließlich selbst die Konsequenzen zog. Man kann das auch als eine österreichische Geschichte der Gewaltlosigkeit sehen. Trotz aller Ohnmacht war Österreich auch ein „felix Austria“.

STANDARD: Wenn wir 1918 und die Erste Republik aus der Distanz von 100 Jahren betrachten, was fällt Ihnen da spontan an Parallelen auf?

**Pfoser:** Was ich interessant als Parallelen zur Gegenwart finde, ist eine gewisse Gebrochenheit der ÖVP. Die Machtbasis der Christ-



„Wenn man von der Ersten Republik spricht, kann man gar nicht oft genug auch vom Ersten Weltkrieg als deren prägendem Faktor sprechen“: Kundgebung anlässlich der Ausrufung der Republik am 12. November 1918 vor dem Parlamentsgebäude in Wien.

lichsozialen lag in den Ländern, wo man mit absoluten oder satten relativen Mehrheiten reagiert hat und es eine Kontinuität von festgelegten Machtblöcken gab. Der Bund war im Vergleich dazu ein Durchhaus. Der Antagonismus von Bund und Ländern war sicher ein stabilisierendes Element für die Republik, aber verursachte auch eine Menge Probleme. Zuerst richtete sich der Föderalismus gegen die sozialdemokratisch geführte Regierung, dann musste die christlichsoziale Bundespolitik erleben, dass auch sie von den Störmanövern der Länder (Volksabstimmungen in Tirol und Salzburg) betroffen war. Nicht ohne Grund waren Ignaz Seipel die Föderalisten in erheblichem Maße zuwider-

STANDARD: Derzeit halten sie sich angesichts eines populären Bundeskanzlers ziemlich zurück.

**Pfoser:** Die Frage ist, wie das auf längere Sicht gehen wird.

STANDARD: Die Kulturkämpfe, mit denen Sie sich auseinandersetzen,

wurden mit großer Vehemenz und mit harten Bandagen geführt ...

**Pfoser:** Österreich war immer schon ein Versuchslabor des Populismus. Die Lueger-Jahre wurden, von Carl Emil Schorske etwa oder Brigitte Hamann, sehr gründlich unter diesem Aspekt analysiert. Was weniger in der kollektiven Erinnerung ist, ist, dass auch die Gründungsjahre der Republik Jahre der Hochblüte des politischen Populismus waren.

STANDARD: Wer waren die treibenden Kräfte?

**Pfoser:** In erster Linie die alten Eliten, die mit dem Kaiserhaus verbandelt gewesen waren. Die Christlichsozialen waren quasi als Fahnenchwinger für einen verhassten Krieg diskreditiert und standen nun 1918 vor der Frage: „Wie kommen wir aus dieser Falle heraus?“ Und sie haben es geschafft, aus der Falle herauszukommen. Die Wahlen im Februar 1919 waren ungemein spannend, man wusste ja nicht, ob es zu einem

Erdrutschsieg für die Sozialdemokraten kommen würde. Aber es sind Hebel gefunden worden, um die Sache zu drehen und 1920 die Sozialdemokraten dann überhaupt auf den zweiten Platz zu verweisen.

STANDARD: Was sind für Sie die wesentlichen Komponenten dieses Populismus avant la lettre?

**Pfoser:** Die eine Geschichte war der Antisemitismus, der schon, im Krieg mit der Propaganda gegen Kriegsgewinnler, welche man pauschal als „jüdisch“ bezeichnete, und gegen die galizischen Flüchtlinge wiederbelebt wurde. Nach dem Krieg, als die Presse frei und somit auch die Hetze erlaubt war, wurde alles Mögliche unter dem Begriff „jüdisch“ subsumiert: Die Entente war jüdisch, der Bolschewismus, Wien und die Sozialdemokratie, als Kampfbegriff war das beliebig einsetzbar. Dazu kam die Furcht vor den ostjüdischen Flüchtlingen, deren Anzahl realitätswidrig auf 300.000 emporstilisiert wurde und von denen als „Schmarotzern“ die Rede war. Betroffen war von diesem massiven Antisemitismus auch die künstlerische Prominenz der Wiener Moderne: Arthur

Schnitzler geriet wegen des Professor Bernhardt und des Reigens in den Mittelpunkt einer Staatsaffäre, Karl Kraus war in Innsbruck mit deutschnationalen Krawallen konfrontiert. Max Reinhardt und Hugo von Hofmannsthal bekamen den Antisemitismus bei den Salzburger Festspielen zu spüren. Eine zweite Schiene in den Kultur- und Identitätskämpfen setzte auf den Gegensatz zwischen dem Land und dem „verderbten“ Roten Wien. Und es gab den Schulterchluss von Christlichsozialen und Kirche, die unter der Parole „Die wollen uns unseren Herrgott wegnehmen“ zusammenfanden.

STANDARD: Wieso hatte die Sozialdemokratie solche Schwierigkeiten, dem etwas entgegenzusetzen?

**Pfoser:** Unter anderem, weil sie mit dem Vorwurf, sie begünstige ostjüdische Flüchtlinge, nicht umgehen konnte. Da war eine große Hilflosigkeit bemerkbar, weil sich die Sozialdemokratie im Grunde als eine Integrationspartei verstand, für die der Antisemitismus ein billiger Propagandatrick war. Wie dem gegensteuern, zumal viele prominente Sozialdemokraten selbst jüdischer Herkunft waren? So versuchte die Partei in einem Zickzackkurs den Antisemitismus in einen Antikapitalismus zu drehen.

STANDARD: Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Desiderate bei der historischen Erforschung der Jahre 1918 ff.?

**Pfoser:** Es ist interessant, dass die wichtigsten Bücher österreichischer Historiker über die Erste Republik aus den 1970ern stammen. Das heißt nicht, dass es nicht bemerkenswerte Monografien aus späterer Zeit gäbe, etwa über den Juristen der Habsburgergesetze, die spannende Frage der Staatsbürgerschaften und den Kampf der Kriegsinvaliden um ihre Rechte. Aber kein Österreicher hat in den vergangenen Jahrzehnten ein wirklich umfassendes Werk über den für diese Republik so elementaren Friedensvertrag von St. Germain geschrieben. Ich erkläre mir das damit, dass die Beschäftigung mit der Nazizeit viel Forschungsenergie absorbiert hat.

STANDARD: Bleibt die Erste Republik für Sie ein Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung?

**Pfoser:** Auf jeden Fall. Ich interessiere mich momentan sehr für die Brüche und Kontinuitäten auf dem Gebiet der Kultur nach der Auflösung der Donaumonarchie. Es herrschte Hungersnot in Wien, die Gaszufuhr in den Haushalten wurde gedrosselt, Schulen wegen Kohlemangels gesperrt, gleichzeitig bemühte sich die neue Staatsführung im dunklen Dezember 1918, die Theater und Kinos offenzuhalten und das Signal auszusenden: „Alle Widrigkeiten dürfen unseren Kulturhabitus nicht zerstören.“ Daran hat auch die Sozialdemokratie mitgearbeitet.

**Alfred Pfoser**, geb. 1952, ist Historiker, Germanist und Verfasser zahlreicher Publikationen zur österreichischen Kultur- und Literaturgeschichte. Bis 2016 war er stv. Direktor der Wienbibliothek im Rathaus.



**Alfred Pfoser, Andreas Weigl**, „Die Erste Stunde Null. Gründungsjahre der österreichischen Republik 1918–1922“. € 28,- / 360 Seiten. Residenz-Verlag, Salzburg 2017

# Im Ozean der Zeit

Die Verzichtserklärung Kaiser Karls von Österreich besiegelte im November 1918 das Ende der Monarchie. 2018, das Jahr der großen Gedenken, zeitigt zahlreiche Publikationen. Erlesene Würdigungen dekuvirieren aber auch Fehler und vergebene Chancen.



Misstrauet der Idylle! So makellos wie hier vor kitschig blauem Himmel präsentierte sich die Demokratie vor den Augen von Pallas Athene, der Gralshüterin des Parlamentarismus, nicht immer in den letzten 100 Jahren. Wehret den Anfängen!

Gregor Auenhammer

Wir hatten alle alles verloren. Wir hatten alle Stand und Rang und Namen, Haus und Geld und Wert verloren, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Jeden Morgen, wenn wir erwachten, jede Nacht, wenn wir uns schlafen legten, fluchten wir dem Tod, der uns zu seinem gewaltigen Fest vergeblich gelockt hatte. (...) Wir gewöhnten uns an das Ungewöhnliche. Es war ein hastiges Sich-Gewöhnen. Gleichsam ohne es zu wissen, beeilten wir uns mit der Anpassung, wir liefen geradezu Erscheinungen nach, die wir hassten und verabscheuten“, schrieb der große Joseph Roth anno 1938, kurz vor seinem tragischen Tod, in seinem Roman *Die Kapuzinergruft* über die Dekade nach dem Ersten Weltkrieg, nach 1918, nach dem Ende einer trauten Hegemonie eines reichen und mächtigen Vielvölkerstaates, nach dem Untergang der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. „Wir begannen unsern Jammer sogar zu lieben, wie man treue Feinde liebt. Wir vergruben uns geradezu in ihn. Wir waren ihm dankbar, weil er unsere kleinen besonderen persönlichen Kümernisse verschlang, (...) dem gegenüber zwar kein Trost standhalten konnte, aber auch keine unserer täglichen Sorgen. (...) dass es in der menschlichen Natur gelegen ist, das gewaltige, alles verzehrende Unheil dem besonderen Kummer vorzuziehen.“

## Hoffnungslos, aber nicht ernst

Die in seiner atmosphärischen Dichte, seiner sprachlichen Klarheit, von politischer Prophetie und gesellschaftlich analytischer Schärfe geprägten Schriften Joseph Roths sind auch abseits der literarischen Qualität ein Dokument der Zeitgeschichte. Luzide wird auch seine wechselnde Sichtweise vom utopischen Republikaner, vom engagierten Sozialdemokraten zum glühenden, paneuropäischen Monarchisten nachvollziehbar. Roth war ein Seismograf, und in seiner Kritik der zynischen Vernunft auch Diagnostiker eines Menschentyps, in dem sich lapidare Geschäftigkeit, grenzenloser Hedonismus und Erfolge mit der Einsicht in die Haltlosigkeit des eige-

nen Handelns die Waage halten. Die frühen Romane *Rechts und Links* bzw. *Das Spinnennetz*, als Fortsetzungsroman in der *AZ* erschienen, treffen wie sein Spätwerk das diffuse Daseinsgefühl der in den Untergang dilettierenden Menschen der Zwischenkriegszeit in Europa.

Joseph Roth ist nur einer der zahlreichen Autoren, die auch Walter Rauscher in *Die verzweifelte Republik* zu Wort kommen lässt. Anhand historischer Dokumente, Fotos und literarischer Texte von Zweig, Schnitzler, Horváth, Molnár, Italo Svevo, Karl Kraus et alii sowie journalistischen Treibguts versucht der Historiker, die Kindheitstage der Republik nachzuzeichnen. Schwerpunkt liegt bei sozialen, ökonomischen, gesellschaftspolitischen Aspekten der Existenzkrise.

## Ernst, aber nicht hoffnungslos

Einen sehr weiten Bogen spannt Hubert Nowak angesichts des 100-Jahr-Jubiläums der Republik. *Ein österreichisches Jahrhundert* nennt der als ORF-Journalist bekannte Historiker das Kaleidoskop des kollektiven Gedächtnisses. Er weist auf die markantesten Eckpfeiler und Metamorphosen des Landes hin, nennt Entwicklungen des Wertesystems, der Parteien und weiterer Säulen (wie Sport und Kultur) des demokratischen Zusammenlebens. In der kritischen Betrachtung entwirft er ein Bild bis zur Gegenwart, die aus Fehlern, Verfehlungen und Irrwegen früherer Katastrophen gelernt hat.

Unerwartete Erkenntnisse über eine prägende Figur des österreichischen Kulturlebens birgt Edward Timms kommentierte Schriftensammlung von Karl Kraus: *Die Krise der Nachkriegszeit und der Aufstieg des Hakenkreuzes*. Kraus' Zeitschrift *Die Fackel* dient dabei als unentbehrlicher Führer durch die Kulturpolitik dieser Zeit. Seine größten Polemiken werden als „Verteidigung der Republik“ analysiert. Zentral seine zwiespältige Alli-

anz mit den Sozialdemokraten sowie seine Konfrontationen mit dem konservativen Kanzler Seipel. Die Legende, Kraus wäre Hitler schweigend begegnet, wird definitiv widerlegt. Schon früh hatte er vor dem Aufstieg der Nazis gewarnt.

Nicht nur für Zahlenmysteriker interessant: Wendepunkte der Geschichte trugen sich des Öfteren in Jahren mit der Endziffer acht zu. Eine Auswahl trafen acht Autoren unter Ägide von Hannes Androsch, Bernhard Ecker und Heinz Fischer: 1848 Revolution. 1898 Gründung der Wiener Secession. „Der Zeit ihre Kunst. Der Kunst ihre Freiheit“, lautet das immerwährende Postulat. 1918 Untergang der Monarchie – gleichsam Geburtsjahr der Demokratie. Auch aus kunsthistorischer Perspektive bleibt 1918 als Jahr großer Verluste in Erinnerung: Mit Klimt, Schiele, Otto Wagner und Kolo Moser starben vier der wichtigsten Künstler.

1948 beschloss die Uno die Deklaration der Menschenrechte. „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ Dazu kommen demokratische und gesellschaftliche Gedenkanlässe an 1938 und 1968. 1978 begann die Öffnung Chinas. 2008 barst mit Lehman-Brothers die Blase des globalen Finanzsystems. Und 2018. Droht der Big Bang des Data-Crashes? Implodiert das fragile Konstrukt menschlicher Intelligenz zugunsten künstlicher Algorithmen? Welche Metamorphosen stehen uns bevor? Die Fragen der Zukunft beantwortet übrigens Alexandra Förderl-Schmid, die ehemalige Chefredakteurin des STANDARD.

Bei aller Bewusstseinsbildung und Replik auf festgefahrene Positionen steht eines fest: ohne Vergangenheit kein Heute – und ohne Gegenwart keine Zukunft.

Walter Rauscher, „Die verzweifelte Republik“.

€ 22,- / 224 Seiten. Kremayr & Scheriau, Wien 2017

Hubert Nowak, „Ein österreichisches Jahrhundert. 1918–2018“.

€ 27,90 / 256 Seiten. Molden, 2017

Edward Timms, „Karl Kraus. Die Krise der Nachkriegszeit und der Aufstieg des Hakenkreuzes“.

€ 48,- / 668 Seiten. Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2017

Hannes Androsch (Hrsg.), Bernhard Ecker, Heinz Fischer et alii, „1848–1918–2018“.

€ 34,90 / 240 Seiten. Brandstätter-V., 2017



Laura Spinney, „1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte“. Aus dem Englischen von Sabine Hübner. € 26,80 / 384 Seiten. Hanser, 2018

## Mutter aller Pandemien

Die Spanische Grippe kostete von 1918 bis 1920 Millionen das Leben.

Alexander Kluy

In den ersten Jännertagen 1920 lief der Tod durch Berlin. Er trug einen langen grauen Mantel, hatte ein Spazierstöckchen unter der Achsel, aus den Zahnreihen seines Totenschädels ragte ein Zigarettenhalter mit glimmendem Tschick. Es war Señor Influenza. Im Mantel aber steckte der Künstler George Grosz in seiner Dada-Phase. Mit nichts hätte er die Bevölkerung mehr erschrecken können denn als Inkarnation der Spanischen Grippe.

Dieses Beispiel fehlt in Laura Spinneys Geschichte der weltweit grassierenden Pandemie, die zwischen Frühjahr 1918 und Anfang 1920 geschätzte 50 bis 100 Millionen Leben kostete. Die finale kulturhistorische Sektion ist zugleich die schwächste von 1918. Die Welt im Fieber. Denn hier bewegt sich die 1971 geborene englische, heute in Paris lebende Wissenschaftsjournalistin auf Terrain, das ihr sichtlich wenig behagt.

Bis dahin ist aber ihre Globalgeschichte mehr als gelungen. Denn sie präsentiert ein Epos dieser Pandemie, die vor keinem Land halt machte. So kommt man auf der mit vielen Vignetten gespickten Darstellung von Soldaten in französischen Schützengräben bis nach Amerikanisch-Samoa, nach Südafrika, Alaska und Brasilien, nach China, Indien und Russland; den rudimentären Erfassungslisten dieser drei Länder verdankt sich auch die enorme Bandbreite der Schätzung der Toten, unter denen in Wien Egon Schiele, in München Max Weber, in Paris der Dichter Guillaume Apollinaire waren.

## Hilflose Medizin

Dies ist oft erhellend, etwa wenn Spinney erläutert, wieso der Name Spanische Grippe falsch ist. Die Verbreitungswege der Grippe verdankten sich globalisierten Wirtschaftswegen – in der Regel infizierten ausländische Seeleute, die an Land gingen, den Hafenort, von dort verbreitete sich die Grippe entlang von Bahnrouuten – und dem Krieg – weiter. Entscheidend dabei: Truppenverlegungen von Ost nach Westeuropa sowie über den Atlantik hinweg. Deutlich wird bei Spinney, dass die Medizin dem Ganzen hilflos gegenüberstand. Die Diagnose einer Verbreitung der respiratorischen Erkrankung durch Bakterien war falsch, daher auch die Therapien; erst später fand man heraus, dass es von Wildvögeln überspringende Viren waren. Weltweit herrschte Angst, vor allem bei Bewohnern von Städten. Dort war die Todesrate höher als auf dem Land. Was Reflexionen über die mangelhafte Verankerung der Spanischen Grippe im kollektiven Bewusstsein angeht sowie zukünftige tödliche Pandemien und deren Prävention, geht Spinney nicht über das hinaus, was Wilfried Witte schon 2009 in *Tollkirschen und Quarantäne* umriss, seiner schmalen Monografie, die Spinney nicht erwähnt. Ist doch die Literatur, auf die sie sich stützt, stark englischlastig. Was für eine Globalgeschichte ein wenig merkwürdig anmutet.

# Im Land der Versiegler

Österreich ist ein Land der Einfamilienhausbewohner, was auch viel damit zu tun hat, dass der Bodenverbrauch in den vergangenen Jahrzehnten immer weiter angestiegen ist. Der Wohntraum der Österreicher bringt aber auch sozialpolitisch erhebliche Herausforderungen mit sich.

Martin Putschögl

**Wien** – Ein Häuschen mit schön gepflegtem Rasen, ein hübscher Gartenzaun drumherum, Parkplatz davor, die nächsten Nachbarn möglichst weit weg: So sieht er aus, der Wohntraum der Österreicherinnen und Österreicher. Zumindest von etwa vier Fünfteln von ihnen, wenn man den in schöner Regelmäßigkeit durchgeführten Umfragen Glauben schenkt.

Es ist wohl wahr: Die allermeisten von uns wollen im Einfamilienhaus leben. Zwischen 14.000- und 17.000-mal pro Jahr werden deshalb Ein- und Zweifamilienhäuser in Österreich baubewilligt, das ist seit drei Jahrzehnten so, zuletzt ging die Tendenz sogar noch nach oben. Im Jahr 2016 waren es genau 17.165 Baubewilligungen, 2017 dürfte auf diesem Niveau geblieben sein.

Die Kehrseite der Medaille namens Einfamilienhaus wird oft nicht so genau angeschaut. Da wäre zum einen die dann in den meisten Fällen auftretende starke Abhängigkeit vom Auto. Oft ist das Häuschen im Grünen nämlich weder fußläufig noch mit öffentlichen Verkehrsmitteln an die notwendige soziale Infrastruktur angeschlossen, sind also etwa Ärzte, Schulen und Kindergärten, Nahversorger und Gasthäuser kaum oder nur sehr unbequem ohne Kraftfahrzeug erreichbar.

Häuser, die für Jungfamilien mit Kindern errichtet werden, sind außerdem oft nach spätestens 25 Jahren, wenn die Kinder ausgezogen sind, wieder leerer. Das Problem der Vereinsamung von Menschen in Einfamilienhaus-siedlungen ist jetzt schon da und wird sich noch verstärken.

## Das Übel Bodenverbrauch

Ein anderes großes Übel ist der wachsende Flächenverbrauch, für den Gebäude neben Verkehrsflächen hauptsächlich verantwortlich sind. Und natürlich hat das eine viel mit dem anderen zu tun, denn jeder Hausbau ist auch mit Straßenbau verknüpft, „und dieser beansprucht mindestens die gleiche Fläche wie der Hausbau“, weiß man im Umweltbundesamt.

Jeden Tag (!) werden derzeit knapp 15 Hektar versiegelt (siehe dazu auch Artikel rechts), davon fünf für „Bauflächen“. Welchen Anteil die Einfamilienhäuser haben, kann man im Umweltbundesamt auf Anfrage des STANDARD nicht genau sagen; bei 17.000 neuen Häusern pro Jahr mit einer angenommenen durchschnittlichen Grundfläche von 150 Quadrat-

metern kommt man aber schon einmal auf 2,55 Millionen Quadratmeter bzw. 255 Hektar.

Das ist nun aber, wie gesagt, nur die Versiegelung. Der gesamte Bodenverbrauch durch den Einfamilienhausboom, der also sämtliche als Bauland gewidmete Flächen innerhalb der hübschen Gartenzäune umfasst, ist rund dreimal so hoch anzusetzen. Bemühungen, den hohen Flächenverbrauch einzudämmen, gibt es, nach Ansicht von Experten geht das aber viel zu langsam. Die katastrophal aufgestellte Raumordnungspolitik ist ein Hauptgrund für die Fehlentwicklungen in Österreich.

Die hohen Wohnungspreise in den Ballungsräumen sind aus umweltpolitischer Sicht zusätzlich kontraproduktiv. „Der Trend zum Einfamilienhaus wird sich in den kommenden Jahren noch verstärken, denn diese sind teilweise sogar günstiger als große Wohnungen“, heißt es vom Maklerunternehmen s Real. Laut Geschäftsführer Michael Pisecky sind rund um Wien Einfamilienhäuser mit Kaufpreisen zwischen 400.000 und 600.000 Euro sehr stark nachgefragt. Dort nahmen manche Gemeinden zuletzt noch dazu ihre Regelungen zur Bebauungsdichte zurück, um die kostspielige soziale Infrastruktur für neue Wohnanlagen (Schulen, Kindergärten) nicht schaffen zu müssen. Die Widmung von Einfamilienhausparzellen ist da einfacher.

Dabei gibt es ohnehin schon sehr viele Einfamilienhäuser in Österreich, auch viele leerstehende. 1,5 Millionen wurden im Lauf der Zeit gebaut, die allermeisten seit den 50er-Jahren, als das Automobil populär wurde und im Wiederaufbau großzügige Förderungen dafür gewährt wurden. Damals baute man noch relativ kleine Häuser, mit etwa 120 Quadratmetern Wohnfläche. Diese Durchschnittsgröße (im Gesamtbestand) galt auch 2001 noch. 2016 waren es schon fast 140 Quadratmeter. „Neue Einfamilienhäuser mit 180 Quadratmetern Wohnfläche und mehr sind zur Normalität geworden“, zeigt sich Wohnbauforscher Wolfgang Amann höchst alarmiert. „Die riesigen Häuser sind auch eine Folge davon, dass die Wohnbauförderung immer unattraktiver wurde und deshalb auch deren Regularien nicht mehr greifen“, wird er nicht müde zu betonen. 2016 suchte nicht einmal mehr jeder dritte Häuslbauer um Wohnbauförderung an. Noch vor wenigen Jahren waren es vier von fünf. Und so wurde im Laufe der Jahre aus dem Wohntraum der Österreicher der Alptraum der Raumordnungsexperten.

Was wird die Zukunft bringen? „Masterplan gegen Bodenversiegelung, Fokus auf Raumplanung zur Senkung des Mobilitätsbedarfs“ – diese Punkte stehen im neuen Regierungsprogramm. Angesichts der realpolitischen Machtverhältnisse darf man aber gespannt, bisweilen besorgt sein.

## Maßnahmen gegen den massiven Bodenverbrauch

Umweltbundesamt befragt Fachleute in den Ländern

**Wien** – Eigentlich hat sich die Republik Österreich schon im Jahr 2002 darauf verständigt, den täglichen Bodenverbrauch – also die Menge an „versiegelten“ Flächen – bis 2010 auf 2,5 Hektar zu begrenzen. Die Bemühungen zeigten nur geringen Erfolg; mit rund 15 Hektar pro Tag des Jahres 2016 (2013 waren es noch 20 Hektar) ist Österreich nach wie vor das Land mit dem höchsten Bodenverbrauch in Europa. Ende 2016 waren mehr als 230.000 Hektar an Boden versiegelt, also mit einer wasserundurchlässigen Schicht (meist Asphalt oder Beton) bedeckt. Das waren um 43.000 mehr als noch 2001. Rund 75.000 Hektar entfielen auf Gebäude. Setzt sich das so fort, wird es in 160 Jahren für die Landwirtschaft keine Böden mehr geben.

Die Österreichische Hagelversicherung startete dazu kürzlich die Kampagne „Bodenlos“ und präsentierte schon im Frühjahr 2017 eine Studie, die unter anderem zu dem Schluss kam, dass den vielen leerstehenden bzw. verfallenden Gebäuden – rund 50.000 Hektar bundesweit – stärkeres Augenmerk gewidmet werden sollte.

## „Best Practice“ gesucht

Um einen besseren Überblick über den Status quo des Bodenverbrauchs zu erhalten, hat das Umweltbundesamt im November ein Projekt gestartet. In Fachgesprächen mit den relevanten Akteuren in allen Bundesländern – etwa aus den Raumplanungs- und Wohnbauförderabteilungen, aber auch den Landwirtschaftskammern – will man Schlüsse ziehen, welche Instrumente sich für welchen Raumtyp besonders gut eignen, neue Maßnahmen und Instrumente entwickeln und ganz allgemein auch den Informationsaustausch zwischen den Bundesländern fördern. Bisher gebe es nämlich in jedem Bundesland andere Lösungen, aus denen Best-Practice-Beispiele eruiert werden sollen.

Die Fachgespräche laufen noch bis Mai 2018, für Tirol und die Steiermark sind sie bereits abgeschlossen. Anfang 2019 soll dazu ein „Synthesebericht“ veröffentlicht werden. (mapu)

**Ö100**  
Hundert Jahre Republik:  
Österreich neu entdecken.



## STANDARD EXKLUSIV



### EURO PLAZA 4

Erste Adresse für höchste Ansprüche

Citynahes Arbeiten am Wienerberg: Moderne Büroflächen von 346 m<sup>2</sup> - 3.700 m<sup>2</sup> auf einer Ebene

Flexible Büroräume

Repräsentatives Ambiente

Perfekte Verkehrsanbindung

Hervorragende Infrastruktur

Eine Immobilie von  
**Union Investment**

T +43 1 535 53 05  
www.colliers.at

**Colliers INTERNATIONAL**

T +43 1 512 77 77  
www.otto.at

**OTTO**  
IMMOBILIEN  
GEWERBE

In association with  
**Knight Frank**